

Kf Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Unsere Polen. Von Karl Jentsch	1
Drei japanische Kreuzentypen. Von Marie von Bunsen	17
Moro. Von Rudolf von Delius	26
Sentimente. Von Eaden	31

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

MANOLI

Neue Marken

Montebello 5 $\frac{1}{2}$ Optima 10 $\frac{1}{2}$

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.



Ende September
Wiedereröffnung
des allherühmten
RESTAURANT RUDOLF DRESSSEL
im neubauten Hause
UNTER DEN LINDEN 50/51.
JHRBR RUDOLF RONACHER

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertrauliche Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.
Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. Potsdamerstr. 134 a.

Constantin Cigaretten

* Vornehmste Marke ®

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Fünfundachtzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1913.



4026

Inhalt.

Americana	192	Export	99
Amerikanische Zölle siehe		Fächer, der	95
Export.		Feuerwerk	137
Amteschimmel f. Mondkalb.		Französische Wirthschaft . .	337
Amundsen f. Splitter.		Frauentypen f. Japanische.	
Anfang, der	387	Friedrich Wilhelm IV. siehe	
Anstellung inaktiver Offiziere,		Royalties.	
die	219	Fürstenberg triumphans . . .	65
Antike und Klassizismus . .	120	Geburtenrückgang f. Kinder-	
Arabien, in	196	recht.	
Auswandererschiffsal	130	Gelsenkirchen f. Eisen und	
Pagadbahn siehe Theo-		Kohle.	
Mantie.		Shatto, das	184
Balkan f. Theo-Mantie.		Goldberger, Ludwig Max . .	214
Bebel f. Moriz und Rina.		Grenzen und Uebergänge . .	62
Berchtold, Graf siehe Moriz		Gruppe, Otto Friedrich . . .	314
und Rina.		Hamburg-Bremen siehe	
Berliner Sorgen	103	Sentiments.	
Bethmann-Hollweg f. Feuer-		Hamburgs Zollanschluß . . .	224
werk.		Holland f. Moriz u. Rina.	
Bethmann-Hollwegs Rede im		Huerta f. Wilton.	
Reichstag siehe Theo-		Hypotheken	126
Mantie.		Jahrhundertfeier f. Feuer-	
Briefwechsel	169	werk.	
Dänen f. Splitter.		Japanische Frauentypen, drei	17
Dannevirke	209	Jean Paul, der Dichter des	
Delacroix und die Anderen .	294	Unbewußten	420
Deutsch-Luxemburgische Berg-		Jesuitenfrage, der Kern der .	307
werkgesellschaft f. Eisen u.		Israels und Liebermann . . .	160
Kohle.		Juden, die f. Moriz u. Rina.	
Diamanten f. Fürstenberg.		Judenbuch eines Buchjuden,	
Dostojewskijs, ein Brief . .	220	das	266
Dreizehner f. Notizen.		Kapitalismus f. Völker.	
Eisen und Kohle	269	Kinderrecht	289
Eisenbahnen siehe Trans-		Klassizismus f. Antike.	
perische.		Kohle f. Eisen und Kohle.	
Elektrogeschäfte	303	König Otto f. Royalties.	
Elsäßer f. Splitter.		Kronprinz f. Feuerwerk.	
Evolution f. Feuerwerk.		Krupp-Prozeß f. Notizen.	

Lehmann, Pili f. Varsifalzeit.	Schiffahrt f. Rhederkapital, f. a. Sentiments.
Liebermann f. Israels.	Schlüsselroman, das Recht auf den 237
Löwe ist los!, der f. Feuerwerk.	Schmoller als Politiker . . . 114
Mexiko f. Wilson-Huerta.	Schulgemeinde Wickersdorf, freie f. Anfang.
Mondkalb, Pechvogel, Amtsschimmel 425	Selbstanzeigen 124, 259, 293, 363, 400, 431
Moral und Wissenschaft . . . 359	Sentiments 31
Moriz und Rina 35	Sexualforschung 351
Motiv, das technische . . . 414	Splitter 205
Nero 26	Strassenbahn, Hochbahn, Omnibus f. Berliner Sorgen.
Notizen 239	Südbahn 165
Offiziere f. Anstellung.	Tell, Wilhelm f. Moriz u. Rina.
Opéra Comique 331	Theo-Mantie 373
Paralipomena 355	Transpersische Eisenbahn, die 254
Varsifalzeit, aus der 55	Türkische Anleihen f. Sentiments.
Pechvogel f. Mondkalb.	Ueberseebeutsche 152
Persien f. Transpersische Eisenbahn.	Valois, Margarete von . . . 226
Peterskirche, die 263	Veränderlich 341
Plüner, Hans, in Strassburg 389	Verse 330
Photographie f. Grenzen u. Uebergänge.	Völker und Kapitalismus . . 103
Polen, Unsere 1	Wades f. Notizen.
„ f. Briefwechsel, f. a. Paralipomena, f. a. Splitter.	Wahrheit, die 156
Polen und die Weltlage, die 69	Wechselzinsfuß f. Sentiments.
Politik der Bücherei, die . . 395	Wellen und Zöllern f. Feuerwerk.
Punsch 407	Weltlage f. Polen.
Reichskanzlerschaft in Oesterreich f. Moriz u. Rina.	Wersten 234
Rhederkapital 202	Wilson-Huerta 273
Royalties 171	Wittelsbach f. Royalties.
Rundfragen an mich selbst . . 246	Zabern f. Notizen, f. a. Veränderlich.
Russen, Magyaren, Osmanen 85	Zeppelin, System, das f. Feuerwerk.
Russische Wünsche 435	Zölle f. Export.
San Franzisko f. Sentiments.	Zöllern f. Royalties.
Scandalum f. Notizen.	Zwerge und Mohren . . . 370
Schiffbau f. Wersten.	



Berlin, den 4. Oktober 1913.

Unsere Polen.

Unterredungen mit einem Rittergutsbesitzer aus dem Posenschen, Herrn D., und Material, das er mir geschickt hat, veranlassen mich, die Thatfachen zu rekapituliren, die mir den Feldzug Preußens gegen seine Polen als das allerseitsamste Spe-
gimen vom Gegentheil politischer Weisheit erscheinen lassen.

I. Den Polen der Provinzen Posen und Westpreußen ist durch die wiener Kongreßakte vom dritten und vierten Mai 1815 und die Proklamation des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten vom fünfzehnten Mai des selben Jahres das Recht auf Bewahrung ihrer Nationalität und Sprache zugesichert worden; und sie haben dieses Recht nicht verwirkt. An den Revolutionen ihrer russischen und galizischen Brüder 1830/31 und der russischen Polen 1862/63 haben sie nicht theilgenommen und mit den Putschen des europäischen Revolutionjahrs 1848 könnte man Ausnahmemaßregeln eben so gut für Berlin, Wien und ganz Baden wie für die Polen begründen. Uebrigens bestanden die Haufen Mikroslawstis nur aus dem Dienstpersonal von Gutsbesitzern und aus städtischen Proletariern. Einem Edelmann, der in der Dorfschänke die Bauern aufzuwiegeln versuchte, antwortete ein alter Bauer: „Ich danke, Herr, für Ihre Freundschaft“, und zeigte die Narben der Kantischuhiebe, die er in den Tagen der glorreichen polnischen Republik erlitten hatte. Als bei der Verathung der Verfassung des Norddeutschen Bundes die Polen am achtzehnten März 1867 gegen die Einbeziehung der ehemals polnischen Landestheile in den Bund protestirten, hielt ihnen Bismarck ein langes Register der Sünden ihrer Väter vor, der Gewaltthaten, die ihr Staat an Menschen anderer Nationalitäten verübt hat; von der damaligen

Gegenwart aber und der Masse der polnischen Unterthanen Preußens gestand er, daß sie für die Wohlthaten der preußischen Verwaltung dankbar seien. Es ist, so sprach er, „trotz allen Verführungsmitteln, die angewendet wurden, bei den ungefähr alle fünfzehn Jahre sich wiederholenden Insurrektionen nicht gelungen, die preußischen Unterthanen polnischer Zunge in irgend erheblicher Anzahl zu verführen“. Mit solcher Energie habe sich der Bauer gegen den Versuch des Adels, das polnische Reich wiederherzustellen, gewehrt, daß im Jahr 1848 die Regierung im Interesse der Menschlichkeit andere als polnische Truppen gegen die Aufständischen zu verwenden beschlossen habe. „Diese selben Gefühle der Anhänglichkeit haben die polnischen Soldaten (ich berufe mich auf das Zeugniß des verehrten Generals, welcher an der Spitze des fünften Armeecorps steht) auf allen Schlachtfeldern bethätigt; sie haben ihre Treue gegen den König auf den dänischen und auf den böhmischen Schlachtfeldern mit ihrem Blut und mit der ihrer Nationalität eigenthümlichen Tapferkeit besiegelt.“ Die selbe Treue und Tapferkeit haben sie drei Jahre darauf in Frankreich bewährt. Hier und in Böhmen hatten sie gegen Glaubensgenossen, in Böhmen sogar gegen Volksgenossen zu kämpfen. Bei Trautenau ließ der Anführer eines galizischen Regiments die Melodie von „Noch ist Polen nicht verloren“ spielen; aber weder die Klänge dieses Nationalliedes noch der mündliche Zuruf der polnischen Brüder vermochte die Treue der Posener zu erschüttern; sie warfen die Galizier zurück „und pflanzten auf den Leichen ihrer Brüder die preußische Siegesfahne auf.“ („Sind die Polen Staatsverräther?“ Offener Brief an Professor Dr. Otto Höhsch. Posen, bei W. Tempelwicz, 1908.) Alle Beweise für den Deutschenhaß der Polen, die der verständige Herr W. von Maffow in seinem Polenbuch anführt, stammen aus der Zeit nach 1870, aus der Zeit des Kulturkampfes und der Antipolengefetzgebung; und die Polen wären, habe ich oft gesagt, nicht Menschen, sondern verächtliche Hunde, wenn sie Das, was ihnen in dieser Zeit widerfahren ist, nicht mit Haß und unbeugsamer Opposition beantwortet hätten. Daß sich die Geistlichen erst seit dem Kulturkampf an der Aufhebung betheiligten, wie sogar der dem Ostmarkenverein freundlich gesinnte Richard Witting meint („Das Ostmarkenproblem“, Berlin, 1907, bei Puttkammer & Mühlbrecht), ist nicht richtig. Im Jahr 1859 erzählte mir in Schwiebus ein deutscher Kaplan mit Enttäuschung, er habe einen polnischen Geistlichen sagen hören: „Wenn uns jeder andere Weg, für Polen zu wirken, versperrt wird, bleibt uns doch noch der Beichtstuhl“; und 1869 hörte ich in Pienitz einen durchreisenden polnischen Propst auf den Erzbischof Ledochowski

schimpfen, der den Geistlichen die politische Agitation streng verbiete. Fünf Jahre darauf ließ die Weisheit der preussischen Regierung diesen Ledochowski nach Ostrowo abführen, weil er Gesetzen über Dinge, die den Staat nicht angehen, Gesetzen, denen zu gehorchen sein Gewissen ihm verbot, passiven Widerstand leistete, und die deutschen Soldaten, die ihn eskortiren mußten, thaten es mit Zähneknirschen, wie mir einer von ihnen erzählte. Also Geistliche, die den Adelligen bei der erfolglosen und darum für den Staat ungefährlichen, aber natürlich strafbaren Hege halfen, hat es schon vor dem Kulturkampf gegeben; doch sie durften es ungestraft thun und bis auf den heutigen Tag werden nicht die Heher bestraft, sondern statt ihrer wird das schuldlose Volk drangsalirt, wie sowohl ein Hakatist klagt, M. v. Witten (Pseudonym, in „Unsere Ostmark“, Pissa, 1907), als der Antihakatist Karl Schönberg. (Dieser deutsche Rittergutsbesitzer hat unter dem Titel „In letzter Stunde! Nothschrei eines deutschen Sohnes der Provinz Posen, Mahnwort und herzliche Bitte an die Heimathgenossen deutscher und polnischer Zunge“, bei Karl Curtius in Berlin, 1908, vor der Annahme des Enteignungsgesetzes gewarnt.) Der Verfasser des Offenen Briefes an Professor Dr. Höhsch fragt mit dem königlichen Oberamtmann und Rittergutsbesitzer Paul Fuß („Die Zustände in der Provinz Posen“; bei Tomaszewski in Posen): „Seit etwa vierzig Jahren leben wir und bewegen wir uns mitten im Hochperrath, ohne daß die Zuchthäuser und Gefängnisse mit polnischen Verbrechern überfüllt sind?“ Die paar Polenprozesse, die wir erlebt haben, waren Beleidigungsprozesse gegen Zeitungsschreiber oder Prozesse gegen Gymnasiasten, die sich in Vereinen mit ihrer nationalen Geschichte und Literatur beschäftigt hatten, was zu verbieten außerhalb Preußens noch keinem civilisirten oder uncivilisirten Staat eingefallen ist. An Versuchen, durch Verhehung einen Putz zu Stande zu bringen, hat es ja nicht gefehlt; der Merkwürdigste liegt vor dem Kulturkampf: er wurde von der königlichen Polizei der Stadt Posen unternommen. (Man lese den stenographischen Bericht über die Interpellation des Abgeordneten Dr. von Niegolewski in der fünfzigsten Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses am zwölften Mai 1860; der bei Louis Merzbach in Posen erschienene Sonderabdruck ist im selben Jahre in vier Auflagen erschienen.) Aber alle Bemühungen, einen Polenputz hervorzurufen, sind erfolglos geblieben. Der Herr Justizrath Franz Wagner („Materialien zur Frage der Enteignung in der Ostmark“, Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin, 1911) sieht freilich eine Auslehnung gegen den Staat schon darin, daß sich die polnische Presse über die massenhafte Verschickung polni-

ischer Post- und Bahnbeamten nach dem Westen beschwert hat. „Während jeder andere preussische Beamte sein Vaterland und seine Heimath in der gesammten preussischen Monarchie sieht, soll der Pole ein besonderes durch seine frühere Zugehörigkeit zum polnischen Reich begrenztes Feld seiner Thätigkeit zu beanspruchen berechtigt sein. Diese Vorstellung eines engeren Vaterlandes, eines Staates im Staat, ist in der polnischen Bevölkerung die vorherrschende und ihre dauernde Grundlage ist in der unverminderten Seßhaftigkeit der Polen in den alten Grenzen des frühern Reiches zu suchen. Diese Seßhaftigkeit verhindert ein allmähliches Eindringen deutscher Bevölkerung und deutscher Sprache und erzeugt einen Zustand der Abschließung, unter dem die Interessen des Staates im höchsten Grade leiden.“ Daß kein Staatsinteresse darunter leidet, wird sogleich gezeigt werden, und daß dem preussischen Beamten der Staat als Heimath gelte, ist nicht wahr. Der preussische Beamte, der von Berlin nach Burgthede oder aus dem Rheingau nach Meseritz versetzt wird, geht zwar, schimpft jedoch nicht weniger als der Pole, den man aus Meseritz nach dem Rheingau schickt; wahrscheinlich mehr. Und der Pole geht auch; und wenn er flucht, weil er aus einer reizlosen Gegend in eine schönere versetzt wird, während beim Deutschen das Umgekehrte die Ursache des Fluchens ist, so verdient er eine Prämie vom Staate. Denn im Interesse des Staates liegt es, daß auch seine reizlosen Gebiete bevölkert bleiben oder werden und daß auch in ihnen sein Dienst unverdrossen verrichtet werde; und daß Zigeunerhaftigkeit immer mehr um sich greift, Heimathliebe und Bodensständigkeit schwinden, wird von allen guten Patrioten als eins der schlimmsten Uebel unserer Zeit beklagt. Heimathliebe ist die Wurzel der Vaterlandsliebe. Nicht um den preussischen Staat zu retten, haben 1813 die Deutschen die Franzosen aus dem Lande getrieben, sondern, weil ein Jeder wieder in den ungestörten Besitz seines mit einer bestimmten Landschaft verwachsenen heimischen Herdes gelangen wollte; und für den Staat Preußen haben sie sich nur darum begeistert, weil er den Befreiungskampf organisirte. Der Staat ist immer nur ein Mittel für höhere Zwecke; nur einer den Staat beherrschenden Kaste oder einer Bureaucratie, die sich selbst mit dem Staat identifizirt, liegt es nah, den Staat für ihr Vaterland anzusehen und immer am Liebsten dort zu sein, wo der höchste Gehalt winkt (*ubi bene, ibi patria*); ihr ist der Staat natürlich Selbstzweck; dem Volk aber steht sie, je mehr Dies der Fall ist, desto fremder, feindlicher gegenüber. Auch die antike Vaterlandsliebe ist Liebe zu einer engbegrenzten Heimath gewesen; nicht mehr als 5040 Bürger gönnt Plato seiner Idealspolis. Die Bürger des römi-

ischen Weltreiches waren Kosmopoliten. Das Vaterland liebt man, den Staat schätzt und achtet man. Mehr als von jedem anderen gilt Das vom preussischen Staate, den außer Offizieren und hohen Beamten noch nie Jemand geliebt hat. Unter allen Objecten, an denen der geplagte Sterbliche seinen Unmuth durch Schimpfen auszulassen pflegt, ist der Staat von je her das beliebteste gewesen.

Im Schimpfen, in thörichten Redensarten und in politischen oder vielmehr unpolitischen Dummheiten leisten ja nun die polnische Presse und die Agitatoren Großartiges, weil vierzigjährige Vegetationen den Unwillen der polnischen Bevölkerung zur Siedehitze gesteigert haben, weil jeder langandauernden Volksbewegung die Tendenz zum Radikalismus innewohnt und weil jeder politische Parteikampf eine Rote gewerbmäßiger Agitatoren züchtet, die vom Schimpfen und Hehen leben. Aber solches Schimpfen und Hehen rechtfertigt noch keine gesetzgeberische Aktion. Eben so wenig dürfen Gesinnungen und Wünsche als Beweggründe für eine solche geltend gemacht werden. Wegen unfreundlicher Gesinnung gegen den preussischen Staat könnten über neunundneunzig Hundertstel seiner Bürger Ausnahmegefesse verhängt werden; und die Sehnsucht nach dem polnischen Reich eignet sich so wenig zu einem Object frimineller Behandlung wie die Begeisterung für den sozialistischen oder sozialliberalen Zukunftsstaat und die Betrübniß der Ultramontanen über den Untergang der päpstlichen Unibersalmonarchie und des Kirchenstaates. In der Zeit der Hegenprozesse wurde vor ein schottisches Tribunal eine Frau gebracht, die behauptete, fliegen zu können. „Du kannst fliegen?“ fragte der vernünftige Richter. „Ja.“ „Nun, so fliege nach Haus; wir haben kein Gesetz, welches das Fliegen verböte.“ Aehnlich dürfte ein vernünftiger Richter schwärmerischen Gymnasiasten sagen: „Ihr wollt das polnische Reich wiederherstellen? Nun, so stellt es her; Eure Führer haben ja wohl für diesen Zweck einen Nationalschatz von zweihunderttausend Mark gesammelt; wir haben kein Gesetz, das Gymnasiasten verböte, polnische Reiche und andere Lustschlösser zu bauen.“ Dem Volk ist die nationale Feindschaft des polnischen Adels und Klerus erst durch den Kulturkampf eingetrieben worden, so daß seitdem die nationalpolnische Bewegung, wie Geheimrath Witting und Andere hervorheben, „demokratisch“ geworden ist und die Geistlichen an dem Kampfe theilnehmen müssen, wenn sie nicht den Boden im Volk verlieren wollen. Unbezahlbar ist das Zeugniß, das der frühere Kultusminister Studt am zweiten Mai dieses Jahres im Herrenhaus ausstellte: „Ich habe eine fast fünfzigjährige Erfahrung über die Geschichte und Entwicklung der polnischen Landestheile; ich

kam als ganz junger Landrath dahin. Als ich meine erste Rundreise machte, begrüßten mich die Ortsvorsteher auf's Freundlichste und erklärten, sie seien gute Deutsche und Preußen. Wie hat sich Das geändert!" Und damit es sich weiter so zum Schlechten ändere, müssen wir auf dem eingeschlagenen Holzweg weiterstreben, folgert die Logik unserer Staatsweisen.

Das Alles habe ich natürlich nicht angeführt, um unsre Hafatisten zu überzeugen, die ja das Thatsächliche genauer kennen als ich. So weit es sich in der Angelegenheit um Ethisches handelt: Das wird von ihnen ausdrücklich ausgeschaltet. Es hat ja auch wirklich in der Politik niemals viel zu sagen gehabt. In der äußeren, Das räumt auch E. E. ein („Ueber die antipolnische Politik der preussischen Regierung aus Anlaß des Entseignungsgesetzes; Krakau, Gebethner & Co., 1911); aber, meint er, in der inneren Politik bekommt die Ausschaltung der Regierung manchmal nicht gut. Ich habe also diese Thatsachen nur angeführt, um die Befürworter dieser Politik daran zu erinnern, daß Versuche, sie mit angeblichen Verschuldungen der preussischen Polen zu rechtfertigen, innerhalb wie außerhalb Preußens gar keinen oder nur einen kläglichen Eindruck machen. Die Herren behandeln die Frage als reine Machtfrage; demnach ist auch hier nur zu fragen, ob ihre Macht genügt, ihre Zwecke zu erreichen, ob sie wirksame Mittel anwenden und ob diese Zwecke vom Standpunkte der deutschen Politik aus zu rechtfertigen sind.

II. Einer ihrer Zwecke ist die Germanisirung der Polen. Versteht man darunter die Umbildung der körperlichen und der seelischen Konstitution, so hat die Staatsgewalt kein Mittel, eine solche biologische Umwandlung zu vollziehen. Denkweise einer Bevölkerung dagegen und ihre Anschauungen können durch Erziehung, Kultur und Umgang umgebildet, ihre Sprache mit einer anderen zu vertauschen, kann sie bewogen werden. Daß Menschen in Masse eine andere Sprache annehmen, geschieht oft, aber immer nur, wenn sie Vortheil von dem Tausch haben, und eine Versöhnung oder Verschmelzung mit den Bringern oder Trägern der neuen Sprache bedeutet der Tausch nur dann, wenn sie sich unter ihnen wohl fühlen und keinen Anlaß zum Groll gegen sie haben. So verschmelzen alle Einwanderer in Nordamerika, nicht nur die deutschen, rasch mit der angelsächsischen Hauptmasse der Einwohnerchaft; so haben einst die slavischen Bewohner Mittel- und Niederschlesiens die Sprache und die Einrichtungen der deutschen Kolonisten angenommen, die ihnen gefielen; auch, daß kein religiöser Gegensatz im Wege stand, war von Wichtigkeit. (In den Vereinigten Staaten müht sich der katholische Welt- und Ordens-

Kerul, seinen Gemeinden die deutsche Muttersprache zu erhalten, weil sie sonst den Sekten oder dem Unglauben anheimfallen.) Dagegen haben die Iren, als sie (freiwillig, des besseren Fortkommens und der Bequemlichkeit wegen; Schulzwang kannte man ja in Irland so wenig wie in England) die englische Sprache annahmen, nicht aufgehört, die Engländer zu hassen. Daß der englisch sprechende Ire in Gemüth und Temperament Ire bleibt, versteht sich von selbst; Alles, was Phantasie und Esprit hat in England, ist irischer Abkunft, sagen Kenner beider Volksarten. Auch die preussischen Polen haben die deutsche Sprache, die ihnen das Fortkommen erleichterte, immer gern erlernt. Aber als ihre Muttersprache aus der Schule verbannt wurde, da hielten sie es für Ehrenpflicht, das Deutsche zu meiden und sich zu stellen, als verständen sie kein Deutsch. In meiner Jugend, sagt mir ein Herr, wurde in den Familien viel mehr Deutsch gesprochen als heute. Die polnischen Bauern Oberschlesiens freuten sich, wenn ihre Kinder Deutsch lernten, aber sobald das Deutsche als Unterrichtssprache eingeführt worden war, zerrissen sie den Kindern die deutschen Bücher und riefen: „Ihr dürft mir kein deutsches Buch mehr ins Haus bringen!“ Die Sprachquälerei, die im Kulturekampf begann, hat das Kunststück fertig gebracht, die ober-schlesischen Wasserpolsacken, die niemals zum polnischen Reich gehört haben, die von den Nationalpolen auch gar nicht dazu gerechnet wurden, aus hunderttreuen Unterthanen Seiner Majestät des Königs und ihrer deutschen Brotherrn in fanatische Schwärmer für ein unabhängiges Großpolen zu verwandeln. E. E. beschreibt, wie weit in Posen vor 1870 die Germanisirung schon fortgeschritten war, und kommt zu dem Schluß: binnen wenigen Jahrzehnten würden die preussischen Polen ganz verdeutsch gewesen sein; Das wollte die Vorsehung nicht; darum hat sie die preussische Regierung mit Blindheit geschlagen, daß sie durch die Zwangsgermanisirung den schlummernden Rest des Nationalgefühls zu neuem Leben erweckte und so die Nationalität der preussischen Polen vor dem drohenden Untergange bewahrte. Förmlich verliebt ins Deutschthum und in die preussische Regierung seien die Polen gewesen; und diese Regierung habe des ganzen häßlichen Apparats der Polenbekämpfung bedurft, um sich diese Liebhäber vom Leibe zu halten. Daß der Germanisirungsversuch völlig gescheitert ist und alle dahin gerichteten Bestrebungen aussichtslos sind, bekennt auch Witting, der zudem den Mißbrauch der Schule für politische Zwecke als einen Frevel brandmarkt. Wollte die Regierung, habe ich früher einmal gesagt, die Germanisirung beschleunigen, dann mußte sie aus den Volksschulen und

den Gymnasien der polnischen Gegenden das Deutsche verbannen; auf den Knien würden die Polen um deutschen Sprachunterricht gebeten haben. Das Selbe sagen jetzt Schöneberg und Andere: Die Zweisprachigkeit ist ein Vortheil, den nun die Polen vor den Deutschen der beiden Provinzen voraus haben; deutscher Sprachunterricht sollte nur solchen Polen, die sich brav halten, als Vergünstigung bewilligt werden; das jetzige System schädigt die Deutschen doppelt, da ihre Kinder, wenn sie mit Polen zusammen in der Schule unterrichtet werden, viel weniger lernen als früher; denn der Lehrer, der die kleinen Polacken nicht versteht und von ihnen nicht verstanden wird, muß auf Verständigungsversuche ganze Stunden verschwenden, während derer die deutschen Schüler müßig sitzen. Die Ostmarkenzulage, meinen Deutsche von Schönebergs Richtung, sollte nur solchen Beamten und Lehrern gewährt werden, die Polnisch lernen und dadurch fähig werden, ein erträgliches Verhältniß zwischen Polen und Deutschen herzustellen.

III. Die Sprachqualerei, die mit dem Kulturkampf begonnen hatte, steigerte sich im Verlauf des eigentlichen Polenfeldzuges und griff aus der Schule ins öffentliche Leben über. E. Cz. erzählt reizende Anekdoten aus dem Sprachenkampf, die als Stücklein des Heiligen Bureaufratius erheiternd wirken; bei den Polen mag allerdings Erbitterung die Heiterkeit nicht recht aufkommen lassen. Dem Kampf um die Sprache gesellte sich der Kampf ums Land zu. Das Ansiedelungsgesetz vom April 1886 will natürlich, abgesehen von seinem Kampfszweck, auch als volkswirtschaftliche Maßregel beurtheilt werden. Ueber die Nothwendigkeit der inneren Kolonisation in Ostelbien sind so ziemlich alle Politiker einig; nur woher das Maß und von wem das Maß geschnitten. Das Werk der Ansiedelungskommission preist man als ein Kulturwerk ersten Ranges und ich glaube Alles, was parlamentarische und journalistische Besucher an ihm rühmen. Es wäre auch noch schöner, wenn die berühmtesten Verwaltungsbeamten der Welt und die Nachkommen der tüchtigsten bauerlichen Kolonisatoren der Weltgeschichte mit den ihnen vom Staat aus dem Steuersäckel gespendeten 725 Millionen (die diesjährige Bewilligung hat die Milliarde beinahe voll gemacht) nichts Ordentliches geleistet hätten. Aber, wie gesagt, über Maß und Modus wird lebhaft gestritten. Den Streit zu entscheiden, bin ich nicht befähigt. Doch glaube ich, Folgendes als feststehend ansehen zu dürfen. 1. Daß der Großbetrieb nicht entbehrt werden kann, weil von ihm die Rationalisirung der Landwirtschaft und ihr technischer Fortschritt ausgehen. 2. Daß demnach nicht Naumanns Lösung: Bauerngut an Bauerngut bis an die russische

Grenze, sondern gesunde Mischung von großen, mittleren und kleinen (Arbeiter-) Gütern das Richtige ist. 3. Daß, wie ich schon vor zwanzig Jahren gesagt habe, so lange unsere Großstädte wachsen, so lange namentlich Berlin wächst, der ostelbische Großgrundbesitz unentbehrlich ist. Riesenstädte und Latifundien fordern einander, weil für jene die Getreideüberschüsse der bäuerlichen Wirthschaften nicht hinreichen und ihre kleinen Mengen nicht bequem genug für die ununterbrochene Versorgung gesammelt werden können. Herr D. hebt außerdem hervor, daß der Bauer ja nur Kälber und alte Kühe, aber keine Mastochsen zu verkaufen hat, diese aber, neben den Schweinen, das Wichtigste für die Fleischversorgung der Großstädte sind. 4. Daß die Methode der Ansiedelungskommission zu theuer und darum nicht allgemein durchführbar ist. Die Kommission übergiebt den Ansiedlern nicht nur meliorirten Boden und schöne Gebäude, sondern auch ein fertiges und wohlfundirtes Kirchen- und Schulsystem (in der Regel ein evangelisches, was die Opposition der Centrumspartei gegen die Polenpolitik verstärkt). Nun erdrücken die Schulasten schon ohnehin „das platte Land“ (eine recht dumme Bezeichnung für Dorf, besonders in Deutschland, weil von dessen Dörfern mehr in den Bergen liegen als in der Ebene), wie Dr. G. W. Schiele im Februarheft der Preussischen Jahrbücher nachweist. (Er hält sie für eine der Hauptursachen der Landflucht und zeigt, wie sie die Neubesiedelung hindern. Wenn, schreibt er, in Nordamerika die Erlaubniß zur Niederlassung, wie bei uns in Preußen, von der vorherigen Schulgründung abhängig gemacht worden wäre, dann würde das Land heute noch den Indianern gehören.) Welche kolossalen Summen würden dazu erforderlich sein, auf diese Weise ganz Ostelbien mit der wünschenswerthen Zahl mittlerer und kleinerer Wirthschaften auszustatten! Mehr Geldmittel auf Meliorationen und auf Schulbauten hätte freilich der Staat schon lange vor 1886 gewähren sollen. Wie dankbar wären die blutarmen Polen Oberschlesiens der Regierung gewesen, wenn ihre Kinder nicht mehr genöthigt gewesen wären, in bitterer Winterkälte und ohne genügende Kleidung eine weit entfernte Schule zu besuchen! (Die unter solchen Umständen häufigen Schulversäumnisse waren natürlich mit Geld- und Gefängnißstrafen zu büßen.) Erst mit der Polenbekämpfung hat der reichliche Segen zu fließen begonnen, und zwar nur für die Provinzen Posen und Westpreußen.

Daß die innere Kolonisation zu einem nationalen Kampfmittel mißbraucht wird, verwandelt nun den Segen in Unsegen. Zunächst wurde sie dadurch noch weiter vertheuert, und zwar in

doppelter Weise. Erstens direkt, durch die kolossale Kaufsumme, mit welcher der Staat plötzlich auf dem Gütermarkt erschien; solche Nachfrage mußte den Preis erhöhen. Dann durch die Wirkung, welche die Kriegserklärung an die Polen sowohl auf die deutschen wie auf die polnischen Landwirthe übte. Deutsche Landwirthe, besonders aus Schlesien, haben sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in großer Zahl im Posenschen angekauft. Sie fanden dort wohlfeilen Boden und willige, anspruchlose Arbeiter. Wäre der nationale Friede erhalten geblieben, dann hätten tüchtige deutsche Landwirthe allmählich sämtliche lüderlichen Schlachzigen ausgekauft. Vom Staat unterstützte Siedelungsgenossenschaften hätten sich an den Güterkäufen betheiligen und das Land an Bauern auftheilen können. Nun aber kam die feierliche Kriegserklärung an die Polen. „Die Regierung und die Kammern scheinen sich nicht klar darüber geworden zu sein, daß es keinen größeren Affront für eine Nation geben kann, als ihr zu sagen: Wir wollen Euch auskaufen, obwohl Ihr unsere Staatsbürger seid, wollen Euch aus Eurem Lande hinaushaben oder Euch wenigstens landlos machen.“ („Die Mißerfolge in der Polenpolitik“ vom früheren Landrath Baron Karl Puttkamer, bei Karl Curtius in Berlin, 1913; wird von der „guten“ Presse totgeschwiegen.) Witten fragt nach Aufzählung der Wohltaten, die Preußen den Provinzen Posen und Westpreußen erwiesen hat: „Und dieses Land wäre nicht unser?“ Gewiß ist es unser in dem Sinne, daß Posen und Westpreußen preußische Provinzen bleiben müssen, aber doch nicht in dem Sinne, daß polnisches Privateigenthum durch Zwang in den Besitz deutscher Privateigenthümer übergeführt werden müsse, in den Besitz von Leuten, die sich noch gar kein Verdienst um dieses Land erworben haben. Was dort der deutsche Bauer mit seinem schweren Pfluge geschaffen hat, Das gehört ihm unzweifelhaft und kein Mensch macht es ihm streitig. Aber was sonst geschaffen worden ist, Das haben weder die preussischen Regierung- und Landräthe mit ihren vortrefflichen Anordnungen allein noch die Herren H. R. T. als Gutsherrscher allein geschaffen; der Schweiß ihrer polnischen Arbeiter war auch dabei; mit eigener Hand haben jene Herren den schweren deutschen Pflug nicht gelenkt. Und was dann später die von den deutschen Landwirthen in die Schule genommenen polnischen an Geld und Arbeit in ihren Boden gesteckt haben, Das ist selbstverständlich deren rechtmäßiges und nach unserer Verfassung unantastbares Eigentum.

Und sie haben gelernt, nicht nur Landwirthschaft, sondern überhaupt gute Wirthschaft, besonders seit 1886. Die Kriegser-

klärung hatte zur Folge, daß sich die ganze Polenschaft zunächst aufbäumte, dann innerlich sammelte, all ihre Energie anspannte und zu planmäßiger Gegenwehr organisirte. Die Krapülinski wurden nüchtern und wirthschaftlich, die Waschlapiski steifnackte Opponenten, aus den slavisch kriechenden Bauern und Arbeitern wurden, die Weiber und die Schulkinder eingeschlossen, aufrechte Männer (was meinen Widerwillen gegen die Polen, die ich früher nicht leiden konnte, sehr gemildert hat). In den Städten bildete sich ein aus Gewerbetreibenden und Angehörigen freier Berufe bestehender Mittelstand, dem um so mehr junge Leute zuströmten, weil den verbehten Polen die Beamten- und die militärische Laufbahn verschlossen bleibt; und weil die freiwilligen Verkäufe und die Subhastationen schlecht bewirthschafteter Adelsgüter, also die Gelegenheiten zu wohlfeilem Ankauf aufhörten, stockte auch die Einwanderung deutscher Landwirthe, besonders, weil der Kriegszustand, der schon mit dem Kulturkampf begonnen hatte, den Aufenthalt in den national gemischten Gegenden so ungemüthlich machte, daß von den schon lange ansässigen Deutschen manche ihre Anwesen verkauften und fortzogen. Bismarck hatte vermuthet, die ausgekauften Schlachzizen würden das Kaufgeld nach Monte Carlo tragen. Er hat sich damals geirrt, wie in allen Fällen, wo die Psychologie von Kategorien ins Spiel kam, die nicht zu den ihm aus persönlichem Verkehr bekannten (Fürsten, Diplomaten, Beamte, Offiziere, altpreußischer Adel, niedersächsische Bauern) gehörten. Die Kaufgelder wurden in all den bekannten Weisen, die ja viel besprochen werden, zur Stärkung des Polenthums verwendet. Auf dem Weg freihändigen Verkaufs polnische Güter zu erlangen, wurde immer schwieriger und deutsche Ansiedler konnten nur noch durch so große Vortheile, wie sie die Ansiedlungskommission gewährt, herangezogen werden, was Alles, wie gesagt, die innere Kolonisation vertheuert. Und diese Vortheile erregen Mißstimmung unter den altangesessenen Deutschen der Provinz. Sie schelten die Ansiedler Staatspensionäre und klagen, ihnen, die, auf ihre eigenen bescheidenen Mittel beschränkt, sich auf eigenes Risiko plagen müßten, erschwere die Regierung auch noch den Daseinskampf, besonders den Gutbesitzern; diese sollten keine polnischen Arbeiter beschäftigen; hätten sie dennoch welche, so solle ihr Wirthschaftsinспекtor nicht polnisch mit den Leuten reden; und Stellen, die jedem geeigneten Staatsbürger zugänglich sein müßten, würden der freien Konkurrenz entzogen. Herr D. erzählt: Ein anerkannt tüchtiger evangelischer Deutscher, der polnischen Sprache nicht mächtig, wünscht ein Domänengut zu pachten und bittet den Landrath um Befürwortung seines Gesuches. Der

Vandrasch antwortet: „Sie kann ich nicht empfehlen, denn was haben Sie für's Deutschthum gethan?“ Womit gemeint ist, der Mann betheilige sich nicht an der Agitation des Ostmarkenvereins.

IV. Nach § 13 des Ansiedelungs-Gesetzes vom zehnten August 1904 ist die Genehmigung nicht nur zur Ansiedelung, sondern auch schon zum Hausbau auf eigenem Boden von einer Bescheinigung darüber abhängig, daß die Ansiedelung mit den Zielen dieses Gesetzes nicht in Widerspruch stehe; und endlich folgte noch das Enteignungs-Gesetz vom zwanzigsten März 1908. Das zuerst angeführte Gesetz ist mehrfach in ganz ungeheuerlicher Weise angewendet worden; franke Personen haben in Ställen und Wohnwagen hausen müssen, weil sie keine Bauerlaubnis bekamen, einem Kleinbauer, dessen vielköpfige Familie auf einen einzigen Wohnraum beschränkt war, wurde die Erlaubnis zu einem Anbau verweigert. Und was das zweite Gesetz betrifft, so glaubt Niemand, daß es bei den siebenzigtausend Hektaren, auf welche die Enteignung beschränkt bleiben soll, sein Bewenden haben wird, so wenig wie es bei den ersten hundert Millionen Mark sein Bewenden gehabt hat. Man sieht darin den Anfang vom Ende: die Polen sollen ganz von ihrer heimischen Scholle verdrängt werden. Kein Hüfing! Wer nicht weiß, was Das ist, lese es bei Friz Reuter nach. Wie kann man Menschen, denen man die elementarsten Bürgerrechte, das Niederlassungsrecht und die Zulassung zu öffentlichen Aemtern, versagt, zum Steuerzahlen und zum Militärdienst verpflichten?, fragt Wilhelm (Pseudonym für einen Deutschen, der, unter dem Titel „Landlose Polen“, Berlin bei Dr. Wedekind & Co., vor der Enteignung gewarnt hat mit Erinnerung an den delphischen Spruch: *Κρείσσος Ἄλυν διαβὰς μέγαν ἀρχὴν ἀελοῦν*). Ein Theil der vom Boden Verdrängten verstärkt das neue polnische Stadtbürgerthum, ein anderer Theil wandert ins westliche Industriegebiet ab, was, Beides, ein arges Gezeter über neue Polengefahren zur Folge hat. Und nun überlege man Folgendes! Erstens: Die Polen sind durch die normale preußische Erziehung und dann durch die Ausnahmemaßregeln in beschleunigtem Tempo wirtschaftlich tüchtig geworden. (Von polnischer Wirtschaft, sagen Witting und viele Andere, keine Spur mehr.) Und diesen Erfolg soll der preußische Staat, der sich rühmt, die Verförperung der sittlichen Idee zu sein, als eine ihn bedrohende Gefahr beklagen! Dann: Alle guten Patrioten jammern über die Landflucht und die Konservativen noch außerdem über die Unbotmäßigkeit und die Ansprüche der deutschen Arbeiterschaft. Die Ursachen der Landflucht werden jetzt allgemein so angegeben, wie ich sie vor zwanzig Jahren in „Weber Kommunismus noch Kapitalismus“

beschrieben habe; zu meiner Freude rechnet ein Landwirth im „Tag“ auch den Kampf der wohlweisen Obrigkeit gegen die ländlichen Lustbarkeiten dazu. Nur müßte stärker hervorgehoben werden, daß die ländliche Jugend heute nicht mehr für den Pflug und die Mistgabel erzogen wird, sondern für Buch und Schreibfeder, für den Sport und für das Paradiren in einer feinen Uniform, womöglich auch für die Kunst; daß diese durch Schule, Militär, Lecture und den Verkehr mit Sommerfrischlern verfeinerte und verstädterte Jugend nicht mehr fürs Dorf paßt; daß, wo Unwissenheit und Stumpfsinn überwunden sind, nur noch der religiöse Glaube zum Verzicht auf Genüsse und zum Sichfügen in gottgewollte Abhängigkeiten zu bewegen vermag; daß ein von der Stadt aus verbreiteter falscher Geschmack blind macht gegen jene Vorzüge des Landlebens und der landwirthschaftlichen Verrichtungen, die den begehrten großstädtischen Kummel aufwiegen; und daß, wo die Resignation fehlt und das Verlangen nach einer besseren oder vermeintlich besseren Lebenslage geweckt ist, die Forderungen der Lohnarbeiter so wenig eine innere Schranke haben wie die Profitgier des Kapitals und die Expansions Tendenz der großen Unternehmungen. Nun sind mir zwar Leute, die dem Volk die Religion aufzwingen wollen, in der Seele zuwider, und daß Unzufriedenheit ein unentbehrlicher Antrieb zu nothwendigen sozialen Aenderungen ist, erkenne ich an; doch hat der Nutzen dieser Triebfeder, gleich dem aller nützlichen Dinge, sein Maß und seine Grenzen, so daß man sich einen Rest bescheidener, anspruchsloser und süßamer Arbeiter schon gefallen lassen konnte. Solche waren die Polen, ihnen hatten die Herren G., R., T. ihren Reichtum zu verdanken. Witting und Witten sind voll des Lobes für die Treue und Anhänglichkeit, die man bei gemeinen Polen sogar heute noch

ſchen Polen aber hinausdrangſalirt werden, darum müſſen Ausländer hereingerufen werden, wenn der Ader nicht unbeſtellt bleiben und die Ernte nicht verſaufen ſoll.

V. Daß Alles mag zugegeben werden, ſagen die Regierungleute; aber wir müſſen den Kampf gegen die Polen fortſetzen, um unſere Oſtmark zu ſichern. Ich habe ſchon einmal an dieſer Stelle gezeigt, daß die unglückſeligen Wörter Mark und Marken unſeren Politikern die Köpfe mit anachroniſtiſchen Phantaſien verdreht haben. In der Zeit vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wo die Oſt- und die Nordgrenze des Reiches von aſiatiſchen Horden, von Slaven und Dänen bedroht wurde, der König aber kein Geld und darum auch kein Reichsheer hatte, ſondern auf ſeine Dienſtmannen und den guten Willen der Reichsfürſten angewieſen war, blieb die Vertheidigung der Grenzen für gewöhnlich den Bewohnern der Grenzprovinzen überlaſſen und der König pflegte ihnen einen tüchtigen Mann als Markgrafen zu ſenden, der das Kriegswefen organiſirte und leitete. Und da den deutſchen Helden der Hieb als die beſte Parade galt, verlegte der Markgraf die Vertheidigung in Feindeſland, gründete dort eine Neumark, bekehrte deren ſlavische Bewohner mit dem Schwert oder rottete ſie aus und zog deutſche Anſiedler hinein; auf dieſe Weiſe wurde durch die Grenzvertheidigung das Reich gemehrt und zugleich der bürgerliche und der ritterliche Nachwuchs ohne Schmälerung des väterlichen Erbes verſorgt. Heute liegt die Landesvertheidigung nicht den Bewohnern der Grenzprovinzen ob, ſondern dem Reichsheer, auf deſſen Operationen die Stimmung der Civilbevölkerung des Kriegſchauplatzes gar keinen Einfluß übt. Nicht um einen Kilometer und nicht um einen Tag ſind die Fortſchritte der preußiſchen Truppen in Böhmen, der Deutſchen in Frankreich durch die feindſelige Gefinnung der Böhmen und der Franzoſen aufgehalten worden. Und beim Friedensſchluß hängt die Grenzregelung nicht von einem Plebiſcit der Bewohner ab. Siegt in einem Krieg Preußen gegen Rußland, ſo behält es Poſen und Weſtpreußen und annektirt die baltiſchen Provinzen; ſiegt Rußland, ſo nimmt es nicht nur Poſen und Weſtpreußen, ſondern auch Oſtpreußen und Pommern nebst Mecklenburg und Holſtein. Will man trotzdem Gewicht legen auf die Stimmung der Bewohner des Kriegſchauplatzes: ja, wo wird denn der liegen? Hoffentlich doch nicht in der Provinz Poſen? Zwar ſoll es ſeit einiger Zeit bei uns Strategen geben, die rathen, das rechte Oderufer zu räumen, aber ich vermag es nicht zu glauben, und der preußiſche Kriegsminiſter hat im Reichstage eine ſolche Strategie ausdrücklich zurückgewieſen; es wäre gegen alle preußiſchen Traditionen, wenn die deutſchen

Heere nicht über die Grenze rückten und nach Vernichtung der russischen Heere in Polen und Litauen durchs Baltenland nach Petersburg marschirten (selbstverständlich nicht wie der von seinem Stern verlassene Napoleon nach Moskau). Uebrigens ist es für unser Thema gleichgültig, wo der Kriegsschauplatz liegt; die Habsbisten haben dafür gesorgt, daß wir auf beiden Seiten der russischen Grenze mit gleicher Intensität gehaßt werden. Wäre die Stimmung geblieben, wie sie vor 1870 war, dann würden die russischen Polen einrückende Deutsche als Befreier begrüßen; jezt wissen sie, daß sie vom Regen in die Traufe kämen, wenn sie preußisch würden. Preußen ist auf beiden Seiten der Grenze so verhaßt, daß jeder dort wohnende Pole bereit sein wird, dem Feinde Dienste zu leisten. Wir haben also ein paar Millionen Leute im Lande, denen in einer Krisis die Versuchung zum Landesverrath ganz nah liegt. Siebenundzwanzig Jahre Anstiedelungsarbeit und eine Milliarde Geld haben das Zahlenverhältniß in den beiden Provinzen um ein Tausendstel zu Gunsten der Deutschen verbessert. Wie viele Jahre und wie viele Milliarden werden nöthig sein, die preußenfeindliche polnische Bevölkerung ganz zu vernichten oder zu verdrängen, wenn man nicht etwa den Muth findet, zur frühmittelalterlichen Ausrottungsmethode zurückkehren? Und darf man jezt noch wagen, im Ernstfall Polen als Soldaten zu verwenden? Sie müßten Menschen von überirdischer Tugend und Treue gegen den König von Preußen müßte ihre einzige Tugend sein, wenn sie sich nach Allem, was seitdem vorgefallen ist, so hielten wie bei Trautenau. Witting glaubt, daß es immer noch Elemente unter den Polen giebt, die sich bei richtiger Behandlung gewinnen lassen würden. (Diese Elemente waren vor 1870 gewonnen und sie machten die Masse der polnischen Bevölkerung aus; wir wollen ja weiter nichts, spricht heute noch Herr D., als so behandelt werden wie alle anderen preußischen Staatsbürger.) Seltsamer Weise hält Herr Witting trotzdem die Fortsetzung der Polenpolitik für nothwendig und mahnt die Liberalen, die Regierung zu unterstützen, mit dem Hinweis auf das Beispiel jener englischen Liberalen, die sich in der Opposition gegen Gladstones Homerule 1886 mit den Konserватiven zur Partei der Unionisten vereinigt haben. Hätte Herr Witting heute den Vortrag zu halten, der seiner Brochure zu Grunde liegt, so würde er wahrscheinlich diesen Hinweis unterlassen. Die Iren sind jezt die unentbehrliche Hilfsstruppe der Regierungspartei, das Unterhaus hat die Homerulebill angenommen und in der Frankfurter Zeitung versicherte das Parlamentsmitglied E. P. O'Connor, Homerule bedeute jezt schlechterdings keine Gefährdung Englands mehr, denn Gladstones Landakte, die den

Iren ermöglicht, nach und nach wieder in den Besitz ihres von den Engländern geraubten heimischen Bodens zu gelangen, habe sie vollständig versöhnt; nur in den Iren Amerikas glühe noch der alte Haß, denn in ihnen lebe die Stimmung fort, die sie oder ihre Väter befeelte, als sie unter dem Druck der englischen Tyrannei aus der Heimath flohen.

Die hochpolitische Motivirung des Feldzuges gegen die Polen hängt dazu, die Vedeutung der Vrochfrage auf die auswärtige Politik zu erörtern; ich muß daher (mit einigen Modifikationen) meine „Schrulle“ noch einmal vortragen, die bei der gegenwärtigen Weltlage den meisten Lesern nicht mehr so schrullenhaft vorkommen wird wie noch vor sieben Jahren. Vorher aber sei das Ergebniß dieses Rückblicks kurz zusammenfaßt.

Germanisirung? Sie war bis vor vierzig Jahren im Gang, ist jedoch durch den Kulturekampf und die Ausnahmemaßregeln gegen die Polen ad Calendas graecas hinausgeschoben worden.

Schutz der Ostmarken? So weit bei der heutigen Wehrverfassung von einem solchen die Rede sein kann, hat ihn die hakatistische Weisheit bereitet.

Wird weiter nichts beabsichtigt, als auf Kosten der Polen und der preußischen Steuerzahler einigen Bevölkerungsgruppen allerlei Vortheile zuzuwenden (in des Barons Puttkamer Schrift findet man die Kategorien der an dieser Politik Interessirten aufgezählt), so ist Das allerdings möglich. Nur sind die Polen nicht die Einzigen, die darunter leiden; die alteingesessenen Deutschen beschwerten sich bitter über die Schädigungen, die ihnen der Kampf zufüge; gegen die Enteignung haben dreihundert deutsche Landwirthe in einer Eingabe an das Herrenhaus protestirt.

Wollen sich die Hakatisten nur durch die Unterdrückung einer anderssprachigen Minderheit das Hochgefühl eines befriedigten Nationalhasses verschaffen, wollen sie aus Rassenhaß, nachdem sie die Polen aus dem Beamtenstand und der Landwirthschaft verdrängt haben, auch den neugegründeten polnischen Mittelstand vernichten und das Polenthum, so weit es auf preußischem Boden lebt, in ein Lumpengefindel verwandeln, wie die Engländer die Iren Irlands (außerhalb Irlands prosperirten sie) in ein Lumpengefindel verwandelt haben? Auch Das ist möglich; bleibt die Regierung fest, so haben sie die Macht dazu; nur werden dafür einige weitere Milliarden aus dem Steuerjäckel und einige weitere Jahrzehnte erforderlich sein; und in diesen Jahrzehnten kann sich Manches ereignen, was die Prozedur stört.

Neisse.

Dr. h. c. Karl Jentsch.

den. Der Kopf war glatt rasirt; gewiß war Das nicht fleidjam, aber es paßte zum Eindruck ruhiger, makelloser Reinheit. Sie trug keinen Schmuck, kein Abzeichen, nur einen weißen Brokatgürtel um das eine leichtflatternde Gewand. Die Aebtissin ließ sich entschuldigen; sie werde uns später empfangen. Inzwischen wolle die Nonne uns herumführen; mit reizenden kleinen Höflichkeitsgesten geleitete sie uns durch den Garten.

Sogleich prallten wir zurück; da vor uns standen zwei Kraniche, schwarz und weiß, mit einem rothen Fleck auf dem Kopf, vollendet schön im Umriß; so sahen sie uns an. Die Nonne kniete auf den gehohnten Planken des Umganges, lockte die großen Vögel heran, hielt ihnen Kuchenkrumen entgegen. Langsam näherten sie sich und pickten aus der vorgestreckten kleinen Hand. Es war ein höchst reizvolles Bild. Im Hintergrund rauschte ein Wasserfall zwischen Felsblöcken hernieder, darüber reckte sich eine Fichte, lachs-farbige und honiggelbe Azaleen umwucherten das Gestein. Gerade war die Azaleezeit; sie gaben die Note, aber unter dem vorstehenden Dach standen auf dem Umgang Blumentöpfe in blaugrün verschimmenden Vasuren, Mesembryanthemum und Geranien, während im kleinen Teich unter dem Wasserfall märchenhaft große, flieberfarbige Schwertlilien blühten.

Die Azaleen, die Felsenverliefen sich im Wald. Noch weit zog sich die weiße Umfriedungsmauer den Abhang hinauf. Große Ahorne, Zypressen und Akazien warfen tiefgrüne Schatten; ihr Wurzelwerk schlang sich um bemooste Blöcke. Inmitten dieser friedvoll abgeschlossenen Schönheit sang eine Aegolus-Nachtigal laut und süß.

Dann betraten wir den durch einen Gang mit dem Hauptgebäude verbundenen Tempel und die weiße Nonne schob die aus Holz geschnitzte Thür zurück. Dieses Heiligthum ist den Ahnen des Kaiserhauses geweiht, ist die Stätte ihres intimsten Kultus. Auf dem Altar stand ein bronzenener Buddha, nachgebunkelt, alt, mit wehmüthigem Lächeln. Eine gute, strenge Arbeit, etwa Fudshiwara-Zeit (um 1000 nach Christus). Der Untersatz ist meisterlich gut, die kleinen Ornamentenfrieze zeigen den erlesensten Geschmack. Auf dem Altar standen Bronzegegenstände, Leuchter, Weihrauchgefäße, Opferteller. In einem herrlich patinirten Bronzegefäß blühten gelbe Ringelblumen und röthlich weiße Karthäusernelken; auf der Brokatdecke lagen Zweige eines rosa blühenden Baumes. Ahnentafeln waren in die Wand eingelassen, in der Mitte die kaiserliche, auf den Seiten die der kaiserlichen Prinzen. Hier leben ihre Seelen. Stirbt ein Mitglied des Herrscherhauses, so tritt die Aebtissin in ihrem Priesterinkleid vor den Altar und verkündet das Ge-

schene mit vielen Verneigungen den Toten. Sie kündet ihnen auch die großen Ereignisse des Reiches; so that sie nach den Siegen über China, den gewaltigen, glorreichen Krieg mit Rußland, den Zuwachs von Formosa, vom Kaiserreich Korea.

Draußen schlug eine zweite, puppenhaft kleine weiße Nonne die am Eingang hängende Glocke. Es war eine der alten verwitterten Tempelglocken; der hölzerne Hammer weckt einen tiefen und doch sanften, Allen, die Japan kennen, unvergeßlichen Ton.

Wir betraten das Hauptgebäude und fanden vornehme Wohnräume im altüberlieferten Typus. In duffer Fahlheit bedeckten sorgsam geflochtene Matten den Boden, weicher Milchglanz entströmte den Reispapierfcheiben, oben an der Wand zogen sich zierlich durchbrochene Holzfriesen, in der Nische hingen Rollbilder, standen Blumengefäße. Kleine, mit Bronze beschlagene Tische und Gestelle waren mit Perlmutter eingelegt; in ungewöhnlicher Fülle reihten sich Goldgrundwandschirme und andere mit reicher Malerei. Darunter waren recht gute Gemälde; ein Schirm mit Chrysanthemen und Vögeln war von Kōchōan Motonobu gezeichnet. Hier war eine edle Winterlandschaft zu sehen, dort, gewiß im Haus der Kinderlosen von Alters her beliebt, eine Kindergesellschaft. Auf breiten Steinbänken saßen die Mütter, sahen lächelnd den Kindern zu. Die freuten sich am Greißspiel, liefen im Kreis umher, jedes die Schultern des nächsten mit den Händen berührend. Man hörte sie jauchzen. Ein anderer Schirm zeigte groteske, kühn stilisirte Tempeltänzer. Die Goldwände des Hauptgemaches waren mit leichten Bambuszweigen bemalt.

In der Mitte dieses stattlichen Raumes lagen goldorangerarbige Seidenkissen. Auf ihnen nahmen wir Platz und die Nonne reichte uns in blauweißen Schalen den hellgrünen aromatischen Thee. Er hatte eine köstliche Blume; entstammte dem Klostergut.

Dann kniete an einer zurückgeschobenen Thür eine Nonne und sprach einige Worte; die Prinzessin wolle uns begrüßen. Wir standen auf. Herein trat eine schlanke, geschlechtlos aussehende Gestalt im halbdurchsichtigen, weitärmeligen Priestergewand, mit der Priesterschärpe umgürtet: die Prinzessin Kōfukko Keikandshi. Sie hatte ein sehr vornehmeres Auftreten, war sehr verbindlich; mit eines Dolmetschers Hilfe wechselten wir höfliche Phrasen. Was sie war, interessirte mehr als Alles, was sie sprach. Schon vor tausend Jahren und bis auf die letzten Jahrhunderte mußten die Töchter des Tenno sich immer dem Himmel verloben, sich das Haar scheeren und in ein Kloster gehen. Sie waren zur Ehelosigkeit vorherbestimmt, denn sie waren zu vornehm, um einem Unterthan als Gat-

tin überliefert zu werden. Die Zeiten sind vorüber, aber dieses Kloster untersteht noch immer einer Kaiserlichen Prinzessin.

Ich betrachtete ihre ausdruckslosen, feinknöchigen Hände; mit ihnen bereitet sie allwöchentlich die Opferkuchen für den Kaiser, dem sie nach Tokio geschickt werden. Während ich Dies jetzt niederschreibe, hat sie nach uraltem Ritus den Teig gerührt, und als neulich der Mikado Mutsuhito, der hundertzweiundzwanzigste Herrscher dieses einen Geschlechtes, starb, betrat, um Mitternacht, im hohenpriesterlichen Gewand die Aebtissin-Prinzessin Rokibsho Reikandshi den Tempel. Sie berührte den Boden mit ihrer Stirn; dann stand sie dort vor dem Buddhaaltar, vor den Gedenktafeln ihrer Ahnen, und mit psalmodirender Stimme meldete sie die Trauerbotschaft den von der Erde geschiedenen Kaisern.

Die Taucherinnen von Toba.

Vor mir lag eins der wundervollen Küstenbilder Japans; eigenartige Felsenkuppen, mit Kiefern bedeckte Vorsprünge, lautlose Buchten, nah und fern immer blasser werdende Inseln. Auf einem Sampang-Boot fuhr ich im Schatten der Riffe, der weit-ausladenden, phantastisch gekrümmten Kiefern; der sommerlich-weiche Wind fing sich in meinem Schleier. Langsam, regelmäßig ruderten Vater und Sohn, stehend, mit einer rhythmischen Bewegung, durch die der Klemen sich in der Höhlung des Bordrandes knarrend drehte. Ihre Glieder waren kräftig und braun, wurden nur wenig durch die weiße Hüstenhose, durch das flatternde dunkelblaue, mit heraldischen Abzeichen geschmückte Oberkleid verhüllt. Wir glitten über edelsteingrünes Wasser; hier und da gab es merkwürdige indigotiefe Dunkelheiten, aus denen mit schlammig-gelbgrünen Flechten bedeckte Klippen fast bis zur Oberfläche emporlugten.

Jetzt verschoben sich die Inseln; und immer wieder wandelte sich das Bild. Jenseits von der vorgelagerten Insel Sugashima erschien, groß und tiefblau, das offene Meer. Nun näherten wir uns einer Felsenkuppe, auf der ernste Pinien sich aus leuchtend grünen Gräsern, Farren und Büschen erhoben. Steinblöcke stürzten sich herab, das Wasserblau ging in das Aquamaringrün der Küstenseichte über. Als wir einige Riffe umsteuert hatten, sahen wir eine kleine Bucht mit goldbraunem Seetang auf sahlgrauem Sand. Halb zwischen Felsen versteckt, lag dort eingeklemmt ein Sampang, bewegten sich einige Gestalten; die Fischer wiesen auf sie: Das seien Taucherinnen, wie ich sie zu sehen gewünscht habe.

Es waren drei Parzen, braungebrannt, häßlich, rothbäutig, von Gesundheit strotzend. Ueber die Hüften hatten sie ein weißes Tuch

gewickelt, darüber kam ein kurzer weißer Kimono. Ich versprach ihnen einen Yen; und die beiden Sampang wurden in tieferes Wasser gerudert. Dann sprangen sie hinein und bald bewegte sich unter mir über purpurnen Tiefen ein hellgrünes gespenstisches Etwas. Es kam herauf: und war ein Weib mit glühenden Augen und aufgerissenen Lippen. Sie klammerte sich an den Bordrand und hielt mir einen sich verzweifelt geberdenden Hummer entgegen. Auch von der anderen Seite erschien ein braunes Gesicht mit weißem Stirnband, mit weißen lachenden Zähnen und schleuderte große Muscheln in das Boot. Die Beiden prusteten und schnaufeten, schöpften mit schmerzlich pfeisendem, zischendem Athem neue Luft. Dann plätscherte es, sie waren verschwunden; tief unten glitten die blassen Schemen umher. Und immer wieder rauschten zischend die nassen, braunglänzenden Meergeschöpfe herauf, warfen Muschelthiere, den als Suppenbeilage hochbewertheten Seetang, große und kleine Krabben in das Boot. Nach einiger Zeit sagte ich: „Mo ta'san;“ und reichte der Anführerin das Silberstück. Sie hatten heute wohl genug verdient, denn sie zogen die nassen weißen Gewänder aus, schlüpften, bloß, wie sie auf die Welt kamen, in die üblichen langen, dunkelblauen und braunen Kimonos und fuhren nach dem Küstenort zurück.

Sie haben ein bevorzugtes Dasein und sind in dieser Nachbarschaft tonangebend. Kein Mann ist ihrer Tauchergeschicklichkeit gewachsen; keiner hat so guten Verdienst. Darum werden sie lebhaft umworben und suchen sich den ihnen zusagenden Freier sorgsam aus. Bis kurz vor der Geburt ihrer Kinder üben sie, wie es heißt, ungeschädigt, ihren anstrengenden Beruf.

Auch mein Sampang lehrte um; da lagen vor mir auf den hellgrauen Planken die der Tiefe soeben entrissenen Geschöpfe. Wundervoll war das Farbenspiel; die braunpurpurnen Hummern und Krabben hatten rothorangene Untertheile und Gelenke, ihre runden Augen quollen hervor, die Fangarme rästelten sich, die Körper zogen sich zusammen. Große rauhhöckerige Muscheln zeigten grünbronzene, rostbraune und blaßverschimmelte Töne, innen glänzte und schimmerte ein Rand von Mondlicht und Opalen und dazwischen quollen gelbliche Thiere hervor, saugten sich fest oder schäumten mit farbig glänzenden Blasen zwischen dem geschlossenen Spalt. Schnell ins japanische Körbchen; sie sollten sich nicht lange abquälen. Sobald wir im kleinen Hafen landeten, betrat ich eine Fischerwohnung und bat in sorgsam vorbereitem Japanisch um die Erlaubniß, die Thiere zu kochen. Die vertrocknete alte Hausmutter schürte das Feuer, während ich mich hinsetzte und

umher sah. Von geschwärzten Balken hingen Körbe, Gefäße und Netze, auf Borden standen gefällige Theetassen und Rännchen. Die eigentlichen, mit Matten bedeckten, erhöhten Wohnräume waren hineingebaut, hatten Schiebethüren mit einem durchbrochenen oberen Fries; das milchig-gedämpfte Licht der Papierscheiben schien auf das Rollbild der Nische, auf eine Bronzevase mit hochstengeligem Frühlüthen. Eine war heliotropfarbig mit weißen Adern, auf den lühgebogenen Blättern der Anderen schimmerte zartestes Lila.

Zahnlos lächelnd, meldet mir die Alte, daß das Wasser jetzt kochet; sprühend brodelt es und ich werfe meine Schaalthiere hinein. Dann setze ich mich auf eine Matte des erhöhten Wohnraumes; an dem Hibadshi (Kohlgefäß), das der eine Mann mir gleich höflich hingestellt hatte, zünde ich mir eine Cigarette an, reiche andere den Fischerleuten und vertheile japanische Kuchen an die Kinder. Alle, groß und klein, sammeln sich dicht um mich; besprechen vermuthlich meine Eigenthümlichkeiten, Größe, blaue Augen, und was sonst noch excentrisch erscheint. So gut mein unbeholfenes Japanisch es zuläßt, erzähle ich ihnen Herkunft, bisherige Reise, weitere Pläne. Dann bringt das gekrümmte Mütterchen die blutroth gekochten Schaalthiere und mit einem allseitigen „Sajonara“-Abschiedsgruß trete ich hinaus.

Draußen landet ein Boot; es trägt acht Taucherinnen, einige ganz jung, keine schön, aber alle kräftig, urgesund, mit lachenden Zähnen, Meerwiesen, grotesk und gewandt. Plaudernd und scherzend heben sie die schwerbeladenen Körbe herauf; zwischen den feucht glänzenden Seetang stehen die dunklen Hummerscheeren, bewegen sich die Muscheln mit ihrer weich vorquellenden Masse.

Das Sumidsha-Haus.

Ein Bekannter hat mir eine Empfehlung an Herrn H. in Kioto gegeben. Dem erzählte ich, wie schlecht es mir in Tokio ergangen sei. Das berühmte Joshiwara-Viertel sei in der Nacht vor meiner Ankunft niedergebrannt; er wisse ja, daß alle ausländischen Damen diese japanische Merkwürdigkeit besuchen. Ob ich wohl hier etwas Aehnliches finden würde? Aehnliches nicht, sagte Herr H., aber etwas Interessanteres, von dem nur wenige Fremde wissen. Dann erzählte er, der einer Kiotoer Familie entstammt, mir die Geschichte des Sumidsha-Hauses im Shimabara-Viertel.

Im sechzehnten Jahrhundert war der Daimio von Miwo in Ungnade gefallen; er wurde verbannt und sein Vermögen wurde eingezogen. Seine einhundertfünfzig Samurai's waren in größter Bedrängniß. Daß hörte der Herrscher, entband sie ihrem Treu-

verhältniß zum Daimio und rieth ihnen, neue Beschäftigungen zu suchen. Der Mehrzahl gelang es; die Uebrigen baten jedoch, einem neuen Herrn dienen zu dürfen. Dies erzürnte den Herrscher; denn ein echter Samurai wechselt nicht seinen Herrn. Da die Männer mit ihren Familien jedoch am Verhungern waren, gestattete er ihnen den niedrigsten Beruf, den eines Freudenhauswirthes. Sie bekamen sofort die allererste Kundschaft und bald entwickelte sich eine vornehme Tradition.

Dies Haus Sumidsha wurde etwa um 1600 erbaut. So auferlesen waren die Mädchen, daß ihnen besondere Rechte eingeräumt wurden; sie durften sich die Männer aussuchen, sie warten lassen, sie abweisen. Mit dem größten Pomp traten sie auf, hielten große Stücke auf sich, hatten eigene Verfeinerungen der Sprache, der Ausdrücke, der Gebräuche. Hidejoshi, der Allmächtige, wurde ihr besonderer Gönner; aber auch ihn ließen sie manchmal warten. Erst später ist das Joshiwara-Viertel in Jeddo (Tokio) gegründet worden; nie erreichte es das Ansehen des Sumidsha-Hauses, dieser Stätte altjapanischer verfeinerter Kultur.

Herr H. versprach, einen Nachmittagsbesuch vorzubereiten, und ich forderte noch einige Hotelbekannte dazu auf.

Kurz vor der angegebenen Zeit brachte mich mein Riksha hin. In eine gewöhnliche kleine Straße; braungraue Holzhäuser, hohe Gitter, hinter denen Gärten lagen. Der Rikshaläufer hielt vor einem höchst stattlichen zweistöckigen Haus aus altgebräuntem Holz. Mächtig ragte das Sparrendach hervor. Durch eine dunkle Einfahrt ging es auf den Hof; zu beiden Seiten hingen prächtige schmiedeeiserne Leuchter. Ich wartete draußen; plötzlich sah ich eine sich nähernde, farbig schimmernde Gestalt. Es war eins der herbestelltesten Mädchen. Unzählige japanische Holzschnitte zeigen die auf hohen Stöckelschuhen hinschreitende Viran, die bauschigen Falten des dunkelblauen, mit Gold und Orange bestickten Gewandes, die Aureole von Kopfschmuck im kunstvoll gedrehten Haar. Neben ihr, sie, so zu sagen, stützend, ging die kleine Dienerin, über ihr hielt der Diener einen großen farbigen Schirm. Und diese mir von Bildern wohlbekannte Gruppe kam so am lichten Tag die Straße hinunter und schritt durch das Thor. Auch die anderen Europäer kamen nun. Wir wurden von einer würdig und dezent wirkenden Haushälterin ehrfurchtvoll begrüßt und gingen durch glattgebohrte dunkelbraune Flure an verschiedenen Räumen vorbei. Besonders stattlich war die Küche; sie erinnerte mich an die des Abtes in einem vor Kurzem besuchten alten Bergkloster. Hier war der Hausaltar für den Küchengott und für den Reisgott; in

der Ede saßen, gleich farbenprächtigen Pfauen, die fünf herbestellenden Mädchen auf den Matten und tranken ihren Thee. Aus der Dämmerung leuchtete der Goldglanz ihres Haar Schmucks, der reiche Brokatschimmer ihrer Gewänder. Ich erinnerte mich an einen tiefsatten exotischen Gauguin.

Die Gemächer standen offen. Jedes Zimmer hat seinen Namen: Pāonienzimmer, Perlmutterzimmer, Mondzimmer und so weiter. Oft hielten wir vor einem Kakemono, vor einem überaus kunstvoll geschnittenen Fries, vor den mannichfachen Vergitterungen der Reispapierfenster, vor dem Motivenreichtum der Decken. Jeder Balkennagel war eigenartig gehämmert, Thürbeschläge, Klinglegriffe zeigten den erlesensten Geschmack. Dann gelangten wir in einen großen Raum, in dem vor der Nische, also am Ehrenplatz, Seidenkissen aufgereiht waren. Aber wir wollten noch nicht sitzen. Wir sahen auf den Garten mit den uralten Kiefern, die der Ueberlieferung nach Hideojshi gepflanzt hatte, auf die Azaleen und Schwertlilien, die Felsenbildungen, die schweren Bronzewasserbeden und Steinlaternen. In der Ede stand ein Kapellchen für die bei Feuersbrunst anzurufende Wassergöttin; ein anderes war dem Inari-Fuchsgott geweiht. Hinter der monumentalen Mauer erstreckte sich freies oder erst jetzt zum Anbau freigegebenes Land, dahinter waren die fernen Waldberge sichtbar. Hier, in diesem von Hideojshi bevorzugtem Raum, hingen besonders gute Kakemonos. Zierliche Szenen der Tosa-Schule aus dem alten Hofleben, hingestrichene „Van Gogh“-Impressionen, Blumenstücke von großartiger Stilisirungskraft. Daneben kalligraphische Meisterwerke. Ich fragte, ob auch hier buddhistische Sentenzen bevorzugt werden. Herr S. schlen die Möglichkeit nicht zu verneinen; vor unserem Auge aber seien Wahlsprüche aus klassisch-chinesischen Büchern. Die Schnitereien der Frieze, die Metallbeschläge waren vorzüglich und der Raum erhielt eine ungewöhnlich vornehme Pracht durch das auch in die Decke eingelegte Perlmutter. Nur im Phönixsaal des uralten Tempels in Uji hatte ich Aehnliches gesehen.

Kleine Mesangs (Dienerinnen) brachten Thee und Kuchen und die Haushälterin bat uns, Platz zu nehmen. Eine Frau in mittleren Jahren, deshalb in einen schlichten dunklen Kimono gekleidet und einfach gekämmt. Herr S. machte mich auf ihre „verheirathete“ Haartracht, auf ihren rothen Gürtel aufmerksam: „Sie und die Haushälterin der zwei ersten Speisehäuser Kiotos sind die Einzigen in ganz Japan, die so gehen. Wirthschafterinnen anderer Häuser dürften sich nie anmaßen.“ Sie hatte gelassene, höfliche Formen; so sähe bei uns die altbewährte Kammerfrau einer frommen, verwitweten Herzogin aus.

Nun schlug sie die Hände zusammen. Durch die geöffnete Schiebethür sahen wir im niedrigen, dämmerig dunklen Gang eine sich nahekommende Gestalt, eine Vision ostasiatischer Pracht. Rings um das nachtschwarze, glänzende Haar zog sich der strahlende Nadelkranz mit seinen Gold-, Korallen- und Schildpattornamenten. Der veilchenpurpurne Staatskimono schleppte lang auf die Matten; er war mit Roth gefüttert. Das rothe Untergewand war reich bestickt, den goldbraunen Obigürtel hatte sie, als Abzeichen der Courtisane, vorn in mächtiger Schleife gebunden. Ihre kleinen, sauberen gelblichen Füße waren nackt, denn Sandalen und Socken sind erst seit zwei Jahrhunderten üblich und in diesem Haus herrscht uralte Tradition. Ihre Unterlippe war blutroth geschminkt, die Haut dick gepudert. Das Mädchen war nicht schön, nicht einmal anziehend, aber eigenartig, bizarr, exotisch in ihrer merkwürdig stillsitzenden Linie. Mit vollendet ruhigen, glatten Bewegungen setzte sie sich, uns gegenüber, zu der auch auf den Matten sitzenden Haushälterin. Von einem niedrigen, mit Brokat gedeckten Tischchen nahm Diese einen Sakebecher, schwenkte ihn mit gemessener Feierlichkeit langsam in der Luft, mehrere scharfumrissene Kurven beschreibend, und sang dazu mit gleichförmiger Psalmodirung einen Satz. Der bedeutete: Hiermit stelle ich Magnolienthau Euch Ehrenwerthen vor. Darauf erhob sich Magnolienthau mit lässiger Anmuth, machte mit ruhiger Grazie einige Bewegungen mit ihren Händen, mit den Falten des Gewandes und wandte sich dem Eingang zu. Den schweren Atlaskimono ließ sie dabei heruntergleiten, so daß dessen pompöse Stückerie zu voller Geltung gelangte, und schritt in guter Haltung mit ihren nackten Füßen im majestätischen Schleppmantel hinaus. Vier Mal wiederholte sich das fremdartig prächtige Bild. Eine Tracht ähnelte der anderen, war ihr aber nie ganz gleich; ein indigoblauer Atlaskimono war mit goldenen Tigern bestickt. Unvergesslich war der hieratische Schwung ihrer Gesten, ihr Hereingleiten aus der Dämmerung, ihr Verschwinden in den dunklen Flur.

Ich fragte Herrn S. nach der Erziehung dieser Mädchen. Formen und Höflichkeit lernen sie in einer nahen Lehranstalt; dann erhalten sie hier im Haus den letzten Schliff. Selbstbewußt schloß er: „In unserem Land, so sagen alle Fremden, sind diese Diran besser erzogen und dezenter als anderswo; nie erniedern sie sich in Diebstahl, lassen nie ein gemeines Wort über die Lippe. Das verdanken sie der Hochschule feinsten Tradition, dem Sumidsha-Haus.“

Marie von Bunsen.

Nero.*)

Nach dem Tode des Kaisers Klaudius wollte Agrippina ihrem Nero rasch den Thron sichern, der sonst vielleicht dem Sohn des Klaudius zufiel. Der siebenzehnjährige Nero empfing den Purpur. Seneca, sein Lehrer, trat als Minister neben ihn. Der geistreiche Moralist entwarf ein ausführliches Idealregentenprogramm. Leuchtend in Milde sollte der Herrscher als Tugendvorbild über seinem Volke schweben. Der junge Nero war sehr begeisterungsfähig und des Seneca Prachtdellamationen machten ihm starken Eindruck. Aber die Wirklichkeit brachte doch gleich andere Forderungen. Von Gefahren war diejer höchste Platz umringt; da hieß es nüchtern aufpassen, statt Theorien auszuspinnen. Agrippina glaubte, das Ziel erreicht zu haben: ihr allein verdankte Nero den Thron; da mußte er doch brav-dankbar sein: Rücksichtslos drängt sie sich selber in den Vordergrund. Gleichberechtigt wollte sie neben Nero Gesandtschaften empfangen; doch Das war gegen allen römischen Anstand: ein Weib gehörte nicht in Staatsaktionen, die Legionen enthüllten ihren Adler nicht vor einer Frau. Seneca selbst fühlte deutlich die Gefahr und trat der Hochmüthigen entgegen. Sehr schwierig wurde nun die Lage für Nero. Er konnte unmöglich die Mutter herrschen lassen, wie sie wollte. Das verkehrte so die Römer, daß es seine eigene Stellung gefährden mußte. Und dann fühlte er auch in sich selber Kraft genug, allein Kaiser zu sein. Mutter und Sohn, zwei Herrschernaturen, stießen immer häufiger zusammen; schließlich kam es zu einem heimlichen, leidenschaftlichen Kampf um den Thron. Agrippina wandte skrupellos alle Mittel an: sie selber zog jetzt den Klaudier Britannicus hervor, um ihn als Rivalen gegen Nero auszuspielen. Nero tötet den Britannicus. Das reizt Agrippina zu wüthendster Energie: sie dachte daran, den undankbaren Sohn hinwegzuräumen, um dann doch ihre heiße Sehnsucht noch zu stillen: selbstherrschende Kaiserin zu sein. Mörder gehen hin und her: der Kaiser fühlt sich nirgends mehr sicher; die Mutter umlauert ihn auf Schritt und Tritt. Das stählt nur Neros Herrschleibenschaft: er wird sich das Szepter nicht wieder entreißen lassen; und sollte das Aeußerste nöthig sein. Selbst der moralische Seneca kann nicht widersprechen, als die Beseitigung Agrippinas erwogen wird. War doch das höchste Staatsgut, die Einheit der Regierung, der Friede Roms, gefährdet. Einer mußte fallen. So entschließt sich Nero: Agrippina wird getötet.

Jetzt war die Herrschaft erst völlig gewonnen. Und nun möchte Nero auch Kinder haben, die Erbfolge auf lange hin zu sichern. Octavia gebär in neunjähriger Ehe nicht; sie schien unfruchtbar. Nero war kühl gegen diese ihm aufgezwungene Frau, aber er behandelte sie höflich und ihrem Stand gemäß. Nun hatte er sich seit einiger Zeit in eine

*) Ein Bruchstück aus den Studien „Zur Psychologie der römischen Kaiserzeit“, die Herr von Delfius bei Georg Müller herausgibt.

Anderer glühend verliebt, in eine Dame raffinirter Sinnenkultur, pikant, schön, geistreich, kokett, mit schneeweißer Haut und bernsteinblondem Haar: Poppaea Sabina. Als sie schwanger wird, beschließt Nero, sie zur Kaiserin zu machen. Er trennt sich von Oktavia und weist ihr eine Villa auf dem Land an. Doch das Volk hat Mitleid mit der Verstoßenen, ein Krawall in Rom fordert stürmisch die Rückkehr der Dulderin. Man wirft Poppaeas Standbilder um und besudelt sie. Nero ist wüthend über die Frechheit des Pöbels. Oktavia muß verschwinden.

Nun war die Luft gereinigt; das Reich ruhte in glücklichem Frieden; nur mit den Parthern wurde gekämpft. Nero überließ seinem tüchtigsten Feldherrn Corbulo die Vollmacht zum Kriegsführen im Osten. Er selber widmet sich jetzt mehr seinen Privatliebhabereien. Der nüchterne Soldatengeist Roms wollte sich nur schwer mit dem freien Künstlergeist Athens verbinden. Die Stellungnahme der Kaiser hatte sehr gewechselt. Nero fühlte sich schwärmerisch zu griechischem Wesen hingezogen. Er hatte eine schöne Stimme und sang gern. Auch mit seiner Machtstellung schien ihm Das wohl vereinbar: schwebte ihm doch als Lieblingerscheinung Apollo vor, wie er in rauschender Begeisterung die Kithara schlägt, die Menschheit durch Musik anfeuernd und erhebend. So wollte nun auch er, der Kaiser, den trockenen Römerseelen die heilige Kunst verkünden. Schon als Jüngling war Nero von erstaunlicher Vielseitigkeit gewesen: er malte, meißelte, dichtete. Er hat erotische Liebdien geschrieben, hat rhetorisch-prunkvoll episch deklamirt, hat das Haar seiner Poppaea besungen und Spottepigramme hingeworfen. Der Knabe hat noch mehr Gefallen an römischem Sport gehabt: ihn reizte das gefährliche, wilde Rennen mit dem Viergespann: Das übte Muth und Entschlossenheit. Doch viel kostbarer schien ihm nun die geistig feine Kunst des tragischen Gesanges. Große Hauptarien des alten Dramas wurden zu selbständigem Vortrage herausgelöst; eine Person trug die erschlatterndsten Momente der Handlung, zur Einheit komponirt, vor. Statt der ewigen Thierhehen und Menschenjähzähereien in der Arena sollte der Römer Kunst genießen lernen.

Und so ganz unerhört war es nicht, daß vornehme Römer die Bühne betraten. Schon Caesar hatte die steife Aristokratie durch die Kunst aus ihrer erkünstelten Reserve herauszutreiben versucht. Freilich: die Konservativen, die echten alten Militärs, die Republikshwärmer, hielten Singen, Tanzen, Theater nach wie vor für ein Gräuelf, das sich nur für Sklaven schickte. Doch Nero war daran gewöhnt, seinen Willen durchzusetzen. Er fing an, griechische Einrichtungen dauernd in Rom heimisch zu machen. So gründete er ein Gymnasium, damit auch die jungen Römer sich nackt bewegen lernten, und zum Ansporn des Ehrgeizes stiftete er olympische Spiele, die alle fünf Jahre stattfinden sollten. In diese Spiele zog er nun auch die höhere Kunst mit hinein: bei der nächsten Feier, im Jahr 63, wollte der Kaiser selbst als Künstler sich seinen Römern zeigen. Doch damit der Adel sich allmählich aus der Ferne an diese Thatsache gewöhne, tritt Nero zunächst in einer

Griechenstadt auf, in Neapel. Er wurde dort begeistert von der Menge empfangen, die sich natürlich nicht wenig geschmeichelt fühlte, daß sie dem Herrn der Welt applaudiren durfte. Einen Augenblick dachte Nero daran, jezt gleich nach Griechenland zu reisen, um an den geweihten Stätten die Kunst Apollo's zu üben. Aber der politische Sinn rieth ihm ab: zu leicht konnten Verschwörer die Mißstimmung des Senates und der Republikaner zum Aufstand benutzen. So wollte er zunächst im folgenden Jahre die Römer zur hohen Tragödie belehren und dann erst, nur Sympathie hinter sich lassend, nach Hellas ziehen. Er geht nach Norden zurück; wir finden ihn auf seinem Landsitz in Antium. Da bricht in Rom eine große Feuersbrunst aus. Brände waren in den engen, schlecht gebauten Straßen ja sehr häufig. Nero eilte sofort in die Stadt und leitete selber die Löscharbeit, wie es seine Pflicht war. Doch es gelingt nicht, das rasende Feuer zu bändigen; drei Viertel der Stadt verbrennen. Schließlich war dem Schönheit liebenden Kaiser ganz lieb, daß die häßlichen Winkelgäßchen verschwanden. Nun wollte er seine Hauptstadt großartig und prachtvoll neu erbauen. Er erläßt Vorschriften über Anlage der Häuser und Straßen; er giebt selber große Summen zum Neubau; Rom soll werden wie Ephesus, Milet oder Alexandria: von Säulen glänzend, breit, stolz. Und als Centrum und Krönung des Bauplanes entwirft Nero für den Princeps einen gewaltigen Park, mit Teichen, Wäldern und künstlichen Verstecken und in seiner Mitte den Herrscherpalast. Indessen jammert das Volk und winselt trostlos über das Unglück. Warum zürnen die Götter so? Nero thut Alles, um das Volk zu beschwichtigen; er läßt Sühnopfer brennen, um auf alle Weise die Stadtdämonen zu besänftigen. Nichts hilft; die Pöbelwuth verlangt nach Rache; sie will die Anstifter gestraft sehen. Und schon verbreitet sich das Gerücht, die Götter seien beleidigt durch die vielen neuen Geheimkulte, die sich aus dem Orient einnisteten. Vor Allen verdächtig waren die Christen, die sich schon unter die Erde verkrochen. Die haben sicher aus ihrem Verstecke Rom und die alten Tempel zu vernichten gesucht. Man fängt einige; sie werden gefoltert und geben die Brandstiftung zu. Nun kann sich die Volksrauchsucht sättigen. Nero erlaubt es: die Christen müssen den Brandstiftertod sterben; sie werden mit Pech bestrichen und angestecht. Nero interessirt sich für diese Exekutionen nicht weiter; er scheute den Anblick von Blut.

Nero macht sich gleich mit seinen Architekten an den Entwurf des neuen Rom. Inzwischen hatte sich unter dem Abel eine weitverzweigte Verschwörung gebildet. Bisher war der Aufruhr stets von Mitgliedern der Augustusfamilie ausgegangen; jezt war der Prätenbent Piso, ein liebenswürdiger, verbindlicher Herr (der übrigens auch eifrig musizierte). Er war reich, half seinen Standesgenossen stets gern aus und hatte daher viele Freunde. Mit deren Hilfe hielt er es nun für leicht, den rücksichtslosen Nero zu beseitigen, dessen eigenwillige Art natürlich Manchen beleidigt hatte. Um die Verbindung mit dem Herrscherhaus aufrecht zu erhalten, sollte Piso eine noch überlebende Tochter des

Klaudius heirathen. Romantiker und Phantasten kamen hinzu: man wollte die Ermordung Caesars noch einmal aufführen und besorgte sich einen alten heiligen Dolch. Selbst Offiziere der Leibwache wurden gewonnen. Auch Seneka theilte sich durch Ermunterung und Zuspruch. Man war aber zu geschwähig; der Plan wurde verrathen. Nero besetzt sofort die Stadt und hebt das Nest aus. Doch wüthete er nicht sinnlos darauf los, sondern urtheilt gerecht ab nach Schuld und Vergehen. Manche werden begnadigt, Einige verbannt, Viele hingerichtet. Nero hatte ein gutes Gewissen; was sollte er verbrochen haben? Daß er mit allen Mitteln seine Stellung zu halten suchte, war doch selbstverständlich. Der jetzt achtundzwanzigjährige Kaiser geht zornig auf die gefesselten Offiziere los und sieht ihnen offen ins Auge. „Warum habt Ihr Euren Eid gebrochen?“ Einer antwortet: „Einem Schauspieler und Muttermörder kann man nicht dienen.“

Das Volk fühlt jetzt, welcher Gefahr es entronnen ist; man jubelt Nero zu und küßt ihm die Hände. Der Senat will ihm einen Tempel errichten und sein Standbild aufstellen. Nero lehnt alle übertriebenen Ehrenbezeugungen ab, wie stets. Er mag Kriechereien nicht und hält sich nicht für einen Gott. Die Olympiasfeier ist da; und der Kaiser singt in Rom. *„Neroz nado' ven' Epheien“* ist ihr *gêrêdte' voppaea*. Nero preist öffentlich, neben der Leiche, die Schönheit dieser göttlichen Frau. Inzwischen naht ein großes, lange vorbereitetes politisches Ereigniß. Die Kämpfe gegen die Parther hatten endlich ein rühmliches Resultat ergeben. Armenien war der stete Fankapfel zwischen den beiden Großmächten gewesen. Nun aber hat sich Roms Oberhoheit durchgesetzt. Tiridates, der Bruder des Partherkönigs, ist bereit, nach Rom zu kommen und dort feierlich sich vom Kaiser mit Armenien belehnen zu lassen. Auf lange sind so endlich die ewigen schmachvollen Fänkereien im Osten geschlichtet. Nero rüstet das große politische Schauspiel theatralisch-dekorativ her. Auf hoher Tribüne spielt sich dann der Akt ab; das ganze Volk schaut zu; Tiridates kniet nieder vor Nero und huldigt der höchsten Majestät; dann hebt ihn der Kaiser auf und überreicht ihm die Krone. Es war ein Fest ohnegleichen für den Stolz der Weltbezwinger.

Doch die große Verschwörung hat den Kaiser nervös und reizbar gemacht. Immer neue Verbindungen kamen zum Vorschein, immer neue Köpfe mußten fallen. Und fast das Schlimmste war der stille, passive Widerstand der Stoiker. Mit gerunzelter Stirn, in finsterner Unzufriedenheit standen diese Leute da; pathetisch deklamirten sie von ihren Idealen und hemmten so jede lebendige Thätigkeit. Aus dem Senat selbst erhebt sich gegen sie die Anklage. Ihre Führer werden nach weitläufiger Rechtsverhandlung verurtheilt und müssen sich töden. Nero ist entschlossen, seine Kaiserstellung mit äußerster Energie zu vertheidigen. Doch glaubte er jetzt, wagen zu dürfen, die ersehnte Griechenlandsfahrt anzutreten. In Rom läßt er mit Vollmacht einen Freigelassenen zurück. Sehr gefährlich war die Lage immer noch, denn Alles gährte von Aufregung und Ehrgeiz. Nero verläßt tollkühn Italien, zieht

durch Hellas, besucht Olympia, singt und schwelgt in klassischen Erinnerungen. Nach Griechenhilfe begleitet ihn jetzt der Lustknabe Sporus. Nero fühlt sich in Hellas ungemein wohl; er schenkt dem Lande die Freiheit: erläßt die Steuern, erlaubt Selbstverwaltung und theilt diese Gnade selbst dem versammelten Volk in Korinth mit. Inzwischen empört sich der Statthalter von Gallien; die Nachbarn schließen sich an. Nero eilt wüthend zurück. Zu spät. Seine Abwesenheit hat alle Zucht gelockert; der Abfall der Großen beginnt. Nero wird als Staatsfeind geächtet. Durch die Nacht flüchtet er auf das Landgut eines Freigelassenen. Nur Die sind jetzt noch treu. Und auch der Knabe Sporus reitet mit. Es geht durch Regen, Schmutz und Verstecke. Für so leidenschaftlich in Macht und Schönheit Verliebte ist es nicht leicht, zu sterben. Der Kaiser kann sich nicht zum Selbstmord entschließen. Freunde setzen ihm den Dolch an die Kehle . . . Kostbar und prunkvoll wird Nero bestattet; alte Treue findet sich ein: Alte, ein Mädchen aus dem niederen Volk, das der blutjunge Kaiser einst innig liebte, und zwei greise Ammen. Der Fluch des Senates hatte keine Wirkung. Noch lange schmückt man alljährlich das Grab des Verfehmten mit Frühlingsblumen.

Nero ist keine abschreckende Persönlichkeit. Die Herrschaft, die er einmal bezieht, hält er mit wilder Leidenschaft fest. Was ihm da entgegentritt, wird niedergeschlagen. Die Verwandten werden ihm besonders gefährlich und müssen deshalb fort. Und nun genießt er seine Stellung: er liebt den Luzus und die Sinnlichkeit; er liebt tolle Feste, den Jubel ausgelassenen Lebens. Nachbacchanale auf breitem Schiff, wo rings der dunkle See von versteckter Musik hallt. Das Brutale, Heiße ist ihm gerade recht. In Petronius findet er einen wundervollen Führer durch die Welt des Genusses; doch der gröbere Tigellinus drängt diesen feineren Rivalen zurück. So theilhaftig sich Petronius an der Vöberschwörung und muß sterben. Das Sterben nahm dieser reife Geist leicht; er war wohl glücksmüde und satt und ging lachend ins Nichts. Auch Tigellinus schnitt sich später die Kehle durch, mitten zwischen den lustigsten Dirnen. Aber neben seinen Privatvergönungen war Nero ein tüchtiger Regent; seine Entscheidungen sind klug und einsichtig, weder sentimental weichlich noch übermäßig hart; gegen Statthalter, die seine Provinzen plündern, geht er besonders streng vor; er schont das Volk, legt wenig Steuern auf. Einen zaghaften, schlechten Feldherrn bestraft er einmal nur durch ein spöttisches Witzwort. Er hat auch keinen blinden Haß gegen den Senat, sucht ihn nach Möglichkeit zu ehren und wehrt sich gegen zudringliche Schmeichelei. Dabei hat er wissenschaftliche Interessen: so schickt er zwei Hauptleute aus, um die Quelle des Nilus zu erforschen (sie kommen bis zu einem großen See).

Republikanerhaß hat sein Bild gänzlich verzerrt; im Volk bleibt Nero immer beliebt. Noch lange prägt man seinen Kopf auf Spielsteine mit der Siegespalme daneben: er war der Kaiser der großen Feste. Und besonders schwärmte der Osten des Reiches für ihn: zweimal trat in Griechenland und Asien ein falscher Nero auf und das Volk jubelte ihm zu, sobald es nur den geliebten Namen hörte.

Venediktbeuren.

Rudolf von Delius.

Sentiments.

Im neunundzwanzigsten August sagte Herr von Glasenapp, der, statt des kranken Präsidenten, dem Centralausschuß der Reichsbank vorsah: „Die Bank könnte den Wechselzinsfuß herabsetzen. Doch ist's besser, wenn sie es nicht thut, weil wir nicht wissen, ob wir dann, im Winter, nicht über 6 Prozent hinausgehen müßten.“ In den Wochenberichten der Diskontogesellschaft, Handelsgesellschaft, Nationalbank war, Mitte September, zu lesen: „Man darf annehmen, daß wir im Oktober den in Deutschland seltenen Fall einer Diskontermäßigung sehen werden.“ Zwei Meinungen sind aufeinandergestoßen; und die Entscheidung wird von der allgemeinen Logik bestimmt. Die verlangt, daß sich das Geld nach seinen besonderen Lebensbedingungen richte. Die Reichsbank hat Gold in Ueberfülle und ihr Wechselportefeuille sieht gut aus. Der Geldpreis kann also ermäßigt werden. In der russischen Reichsduma hatten die Nationalisten verlangt, der Finanzminister solle aus Deutschland die Guthaben zurückziehen. Eine Meinung, der jede geschäftliche Logik widersprach. Keine Gefühlsache; man wollte den Deutschen nichts Gutes gönnen. Der Wille der ehr-russischen Leute drang durch. Aber die Kraft der wirthschaftlichen Zusammenhänge ist stärker als irgendein Patriotismus: der Rubel rollte wieder in die deutschen Behälter zurück. Die Lebensbedingungen, die ihm das Zarenreich bietet, locken und halten ihn nicht. Nun können wir erleben, daß die russischen Gelder den Wechselzinsfuß in Deutschland, im Sinn der nach Kredit dürstenden Wirthschaft, beeinflussen; und dann hätten die ehr-russischen Leute erst recht ihr Vergnügen.

Zweites Kapitel: Anleihen. Im September 1910 warf Djavid Bey, der türkische Finanzminister, dem französischen Beschützer den Fehdehandschuh vor die Füße. Frankreich hatte, als Bedingung für die Gote einer neuen Türkenanleihe, die Ernennung eines Beirathes im Oberrechnungshof und Reformen unter besonderer Kontrolle, dazu reichliche Aufträge für die französische Industrie gefordert. Der Osmanenstolz ließ solche Demüthigung nicht zu; das Tischtuch wurde zerschnitten. Tempora mutantur. Im September 1913 unterzeichnet Djavid in Paris einen Pakt, der Frankreich die ersehnten Eisenbahnkonzessionen in Syrien, der Türkei die erbetene Zollerhöhung und eine Anleihe von 700 Millionen Francs spendet. Frankreich nennt sich, mit einigem Stolz, den Bankier Europas. Trotzdem wurde in die Deputirtenkammer einst der Antrag gebracht, die pariser Börse vor dem Zudrang fremdländischen Papiere zu schützen; und vor drei Jahren gabs einen Aufstand gegen ungarische Papiere. Grund: das französische Kapital wollte auf die österreichische Regierung einen Druck zum Besten der Südbahnpriorität üben. Als man merkte, daß man Budapest nicht prügeln dürfe, wenn Wien gemeint sei, kamen die Magyaren wieder zu Ehren. Die französische Regierung hat über die Banken größere Gewalt als die Behörden anderer Länder. Sie hat den Schlüssel zur Börse. Pakt ihr ein angemeldeter Besucher nicht, so wird dem Con-

cierge verboten, ihn einzulassen. Aber auch dort giebt es Zeiten, wo zwei Meinungen gegeneinanderprallen. Soll man finanzielle Balkanpolitik treiben und der eigenen Milliardenanleihe, die kommen muß, das Publikum schmälern? Im Frühjahr hieß es: Nein; im Herbst: Ja. Die Finanzierung der Wehrvorlage und das Defizit im Staatshaushalt sind vergessen. Frankreich ist wieder der Bankier Europas, steht hinter der Theke und bedient die Kunden in allen Sprachen. Politik ist gut, Geschäft ist besser. Die Balkanier müssen, fürs Geld, Beistellungen und schöne Konzessionen geben. Die Deutschen machen Riesenschritte, haben vom Passivsaldo ihrer Handelsbilanz ein großes Stück abgeschlagen; die grande nation darf nicht zurückbleiben. 1913 hat ihr, bis Ende August, nur eine Ausfuhrzunahme von 280 Millionen Francs gebracht. Deutschland hatte fast eine Milliarde Mark. Also muß für den Export Etwas geschehen. Auch in Mexiko. Anfangs galt die Lösung: Rühret nicht daran! Am Ende las man wieder anders: Paris wird der mexikanischen Regierung zur Erlangung eines Darlehens (von 5 Millionen Pesos) helfen. *Les affaires sont les affaires.*

Drittes Kapitel: Türkei. Oktober 1912: die Geldnoth der türkischen Regierung nähert sich einer Katastrophe. Der Finanzminister kratzt aus jedem Winkel die letzten Pfunde zusammen. Die Dette Publique, die, als letzte Zuflucht, heimgesucht wird, weist den Bittsteller ungnädig ab. Der Staatsbankerott scheint unvermeidlich. September 1913: die türkischen Finanzen haben eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit gezeigt; die Geldbedürfnisse sind durch Schatzwechsel befriedigt worden. Fünf verschiedene Emissionen, aus denen noch ein Betrag von 8½ Millionen Pfund zu tilgen ist. Die Unterbringung der Papiere und das Prologieren war nicht allzu schwer, da die Zinsen so hoch sind, daß sie alle Bedenken überragen. Die türkische Reform Nummer Zwei wird 1000 bis 1200 Millionen Mark kosten. Frankreich hat die Hälfte schon übernommen. Der Rest ist damit gesichert. Die Türkei kann lächeln.

Viertes Kapitel: Triesto. Als ich hier über die für San Franzisko geplante Ausstellung sprach, hatte die deutsche Regierung sich noch nicht zur Sache geäußert. Dann sprach sie ein lautes Nein. Schnell explodierten nun die Meinungen. Albert Ballin und Ludwig Max
 „Abbezoer, arrigheav, an tiren, Arrigheav, der Sir, in, die Arrigheav....“
 der Höflichkeit verstieg. Die GUL, die, als Frachtführerin, natürlich für Triesto ist, hatte an die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie“ die Aufforderung gerichtet, auch ohne Unterstützung durch die Regierung die Teilnahme an der Weltausstellung zu fördern. Darauf kam die Antwort, die Regierung habe ihren Bescheid im Einvernehmen mit der Kommission erteilt. Ballin quittierte mit einem Schreiben, in dem von „bedauerlichem Mangel an Sachkenntniß“ gesprochen wurde. Die Kommission hatte erklärt, daß mit „überwältigender Mehrheit ein durchaus ablehnender Standpunkt“ gegen San Franzisko gewählt worden sei. Gründe: die allgemeine Ausstellungsmüdigkeit, besonders im Eisen- und Stahlgewerbe, Maschinenbau, in der Elektroindustrie, bei den Schiffswerften, in der Chemischen und

Textil-Industrie, dem Buchgewerbe und der Graphik; das schlechte Ergebniß amerikanischer Ausstellungen (Chicago und Saint Louis); die Unwahrscheinlichkeit eines besseren Resultats in San Franzisko, das für Central- und Südamerika und für Ostasien zu weit entfernt sei; der ungenügende amerikanische Patent- und Musterchutz. In der Ausstellungskommission ist die Schwerindustrie, die Elektrotechnik, der Schiffbau, die Chemische und Maschinen-Industrie, der Deutsche Handelstag vertreten. Alle haben pollice verso über die Ausstellung entschieden. Haben alle diese Industrielleute und Geldmänner wirklich aus „Mangel an Sachkenntniß“ geirrt? Belastend schien die Abhängigkeit vom „Centralverband Deutscher Industrieller“, der als „rückfrittlich“ gilt. Aber die Kommission fand einen Eideshelfer im Lager der Gegner: den Handelsvertragverein. Einen Verband zur Förderung des Außenhandels. Die Schwerindustrie hatte Nein gesagt. Was meint die leichte Industrie? Eine Rundfrage des Handelsvertragvereins brachte die Antwort: siebenzig Firmen waren gegen die Betheiligung, sechzehn dafür. Von den sechzehn haben aber acht erklärt, daß sie selbst sich nicht betheiligen würden. Bleiben von 86 Antworten nur acht, die für die Ausstellung ins Gewicht fallen. Den Rundfragen folgten die Resolutionen. Der Centralverband „gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß die überwiegende Mehrheit der deutschen Industrie auf ihrem Standpunkt beharrt“ und der Betheiligung „durchaus abgeneigt sei“. Den Verkündeten Regierungen wird der Dank der Nation ausgesprochen. Der „Bund der Industriellen“, der Antipode des Centralverbandes, empfahl die „Gründung einer privaten Organisation zur Theilnahme an der Weltausstellung, unter Führung der beiden großen deutschen Schifffahrtsgesellschaften“. Die HAV steht vornan. Direktor Huldermann, der, als Vertreter Ballins, an der Festversammlung des „Bundes der Industriellen“ in Leipzig theilnahm, sagte, nach den Berichten, er sei von dem Ergebniß der Verathungen befriedigt. Ist es wirklich nöthig, den Amerikanern aus dem Osten, die in großen Schaaren nach San Franzisko und zur Eröffnung des Panamakanals kommen werden, die industriellen, kunstgewerblichen, hygienischen, sozialpolitischen Einrichtungen Deutschlands zu zeigen? Gerade den Nordamerikanern sind die deutschen Leistungen nicht unbekannt. Will Deutschland im Ausland Kunden gewinnen, so muß es vor Leuten ausstellen, denen deutsches Wesen fremd blieb. Das sind, im Fall Friafo, die Bewohner der amerikanischen Westküste und der centralamerikanischen Staaten. Und gerade auf deren Ausstellungsbefuch wird selbst in New York nicht zuversichtlich gerechnet. Deshalb bleibt die Frage offen: Ist es sicher, daß ein großer Aufwand nicht nutzlos verthan wird? U. A. w. g.*)

*) Die erbetene Antwort ist hier schon im August gegeben worden. In Menschenaltern bietet sich vielleicht nicht wieder eine Gelegenheit von der Bedeutung der aus Franzisko uns winkenden. Alle Weltmessen der letzten Jahrzehnte waren dagegen nur kleiner Quark. Daß wußte man selbst auf wichtigen Vorposten der deutschen Industrie

Fünftes Kapitel: Hamburg-Bremen. Würde via Franzisko der Friede zwischen H&L und Lloyd geschlossen, so wäre ein Vorschuß auf den Erfolg zu suchen. So weit sind wir aber noch nicht. Hamburg und Bremen wollen nicht mehr *viribus unitis* arbeiten. Haben es in der Wirklichkeit auch niemals gethan, sondern sich, so gut es ging, einen neutralen Bezirk geschaffen. Was der Lloyd in seinem Semestralabschluß sagte, klang nicht nach Versöhnung. Vom Streit wurde nicht gesprochen; nur der Aufschwung des Geschäftes und die finanzielle Vereitschaft gepriesen. Die liquiden Mittel betrugen, Ende August, 61 Millionen. Auch die H&L hatte erklärt, daß ihre Artillerie mit Munition reichlich versehen sei. In der Tonnage will Bremen sich nicht lumpen lassen. 160 000 Registertonnen sind im Bau; und 90 000 werden folgen. Der Ostasiendienst, den Hamburg (Passagiere und Frachten) aufnehmen wird, soll auch von Bremen in alter Weise besorgt werden. H&L und Lloyd wollen sich als Konkurrenten messen. Wie es mit der Reichssubvention werden wird, ist noch nicht sicher. Hamburg hat, aus Prinzip, den Mitbewerb um die Unterstützung von vorn herein abgelehnt. Und ob Bremen die Bedingungen, die das Reich stellt, annimmt, ist ungewiß. H&L und der Lloyd haben starke Qualitäten. Warum soll nicht Jeder von ihnen versuchen, seine Leistungsfähigkeit, ohne Rücksicht auf den Anderen, zu finanziren? Freilich könnte das Experiment theuer werden. Die ausländischen Rheber werden die Preise unterbieten und die deutschen Gesellschaften zwingen, mitzugehen. Der Konflikt mit der Canadian Pacific hat gezeigt, wohin solcher Preiskampf führen kann. Und daß die Zeche, wenn die Sache schief geht, von den Aktionären bezahlt werden muß, ist das einzig Sichere. Aber die Männer, die an der Elbe und an der Weser regiren, sind gewöhnt, ihre Einfälle bis ans Ende durchzudenken. Und da ihnen gemeinsame Feinde leben, erinnern sie sich bald vielleicht wieder der Erfahrungsthatfache, daß sie nicht nach der Façon des Dr. Stofmann selig werden können, den Jbsen sagen läßt: „Der Stärkste ist, wer allein steht.“ La b o u.

nicht; und deshalb ist das Ergebniß der Rundfragen eben so nichtig wie jeder Versuch, aus Pfennigkucherei, im Schweiß des Kalkulatorenantlitzes, dieses große Problem zu lösen. Unselbständigkeit, der alte Erbfehler der Deutschen, nährt sich noch immer von dem Wahn, Regirende müßten wissen, was dem Reich frommt; und wenn eine Regierung, sogar die unklügste, die zu erträumen war, gegen eine Ausstellung ist, stimmt ein Troß träger Lämmerseelen ihr zu. Kein auf dem neuen Kontinent lebender Deutscher, weder Bauer noch Millionär, begreift, daß wir auch nur fünf Minuten lang zögern konnten, der Einladung zu folgen. England? Hat nicht viel drüben Lohnendes auszustellen und will den Centennartag von Waterloo durch eine eigene Ausstellung feiern. Wir müssen nach San Franzisko; mit dem und den Besten, die wir haben. Sonst: ruchlose Dummheit. Schluß. Von werthlosen Rechnerbedenken haben wir nun genug vernommen.



Man begreife das ungemein Bedeutsame der merkwürdigen Wirkungsweise des Odols. Während andere Mund- und Zahnpflegemittel, soweit sie für die tägliche Zahnpflege überhaupt in Betracht kommen, lediglich während der wenigen Sekunden des Mundreinigens ihre Wirkung ausüben, wirkt das Odol noch stundenlang, nachdem man sich die Zähne gepulvt hat, nach. Durch diese ganz eigenartige Dauerwirkung des Odols werden die zahnzerstörenden Gärungs- und Fäulnisprozesse im Munde, Stundenlang, abgehemmt, beseitigt, unterdrückt.

Preis: $\frac{1}{2}$ Flasche (Monate ausreichend) M. 1.50, $\frac{1}{2}$ Flasche M. —.85.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Eiwass und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1912 = 14,327 Badegäste und 2,245,831 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den
Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.



Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Theater am Nollendorfplatz.

Gastspiel

des Berliner Metropol-Theaters:

Die Kino-Königin!

Anfang 8 Uhr.

Kleines Theater.

Paul und Paula

und zwei Einakter.

Gebt **Herrnfeld**
Theater

Was sagen Sie zu Leibusch?!

Metropol-Theater.

Abends 8 Uhr:

Die Reise um die Erde in 40 Tagen

Grosses Ausstattungsspiel mit Gesang und
Tanz in 19 Bildern, mit vollständig freier
Benutzung des Jules Verne'schen Romanes
von Julius Freund.

Musik von Jean Gilbert.

In Szene gesetzt von Direktor Richard
Schultz.

„Moulin rouge“

Jägerstrasse 63a

Täglich Reunions.



Das grosse Programm
der Gipfel der illustren Variété-Kunst
U. a.:

Duque und Gaby

das preisgekrönte

Brasil. Tänzerpaar

in ihren Schöpfungen:

Tango und Maxixe.

Travilla Bros

mit ihren geliebten Seelöwen

„Winks“.

Thalia-Theater

8 Uhr.

8 Uhr.

Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpt 4449.

Puppchen

Pessen-Novität von J. Kren u. C. Kraatz.
Gesangstexte von Alfr. Schönfeld,
Musik von Jean Gilbert.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz

Kalte und warme Küche.

Admiralspalast

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena

Allabendlich:

Kunstlauf-

Produktionen

Prunkvolle

Eis-Ballets

Admirals-Theater

Admirals-Bad

Tag und Nacht

:: geöffnet ::

Herren- und

Damen-Abteilung

Luxus-Bäder

stets abwechslungs-
reiches Programm.

RICHE

Unter den
Linden 27

Weinrestaurant und Bar

Die ganze Nacht geöffnet!

Elektrische Heiz- u. Koch- Apparate



*Elektr. Handnassseife-Apparat
im Gebrauch*

Ausstellung der AEG
für Haushalt u. Werkstatt
Königsgrätzerstr. 4

Restaurant Central - Hôtel

Déjeuner M 3.—

Diner & Souper M 4.—

Diskrete Künstler - Musik

Säle für Hochzeiten, Konferenzen und Festlichkeiten.

Café des Westens

Ernst Pauly

Eröffnung des Neubaus
Kurfürstendamm 26
Ende September d. J.

Altes Lokal Kurfürstendamm 18-19
bleibt noch bis Oktober 1913 bestehend



Reiseführer



Baden-Baden Pension Luisenhöhe
Haus I. Ranges in bester Kurlage.

BERLIN Elite-Hôtel

Am Bahnhof Friedrich-Strasse

200 Zimmer mit kaltem und warmem Wasser von Mk. 4.— an, mit Bad und Toilette von Mk. 8.— an.

Coblenz a. Rh. Hôtel Bellevue — Coblenzer Hof
Mod. Hôtelprachtbau m. d. latest Erreungenschaft.
d. Hôtelhygiene ausgestalt. Sitzs., - u. Konferenz-
zimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar, Grillroom

Dresden - Hotel Bellevue

Weitbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf Parkhotel
I. Familienhotel d. Stadt, in vor-
nehmst, ruhigst. Lage am Hof-
garten. 1912 d. Neubau bedeut.
vergrössert. Gr. Konferenz- u.
Festsäle. Dir. F. C. Eisenmenger

Bad Ems Hôtel Russischer Hof
Neu renoviert. :: Neue Direktion.

Hamburg- Park-Hôtel Teufelsbrücke
Haus I. Ranges. 4 Hektar gross. Park a. d. E. Eig. Landungsbrücke.
Klein - Flottbek Weinrestaurant C. F. Möller, Jungfernstieg 24.

Hannover Palast-Hôtel „Rheinischer Hof“
Neu erbaut 1913.
Gegenüber dem Hauptbahnhof. Ernst August Platz 6.
Vornehmes Wein-Restaurant, Flöss, kalt u. warmes Wasser, sowie Telefon in jed. Zimmer.
Wohn- u. Einzelz. m. Bad u. Toilette. Zimm. v. M. 3.50 an. Tel. 8550/8558. Dir: Hermann Hengst.

Hildesheim, Der Kaiserhof.
Weinrestaurant. Konferenz-Säle. Hans d. D. Offizier-
Vereins. I. Haus am
Platze. Vornehmes
Inh. W. Lange.

Bad Homburg v. d. H. Ritter's Park-Hotel
Erstkl. Hotel m. allem Komfort.

Köln - Savoy-Hôtel am Dom, erstes Familien-Hôtel.
Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Köln : Hôtel Continental am Dom
1912 umgebaut
Zimmer m. Bad

Kreuznach Hôtel Royal - d'Angleterre
(Radiumsolbad) und Badestablisement. Appartements und Einzelzimmer mit
Toilette- u. Badezimmer für Radium-Sole und Süsswasser.

München Hôtel „Marienbad“ Einziges
Garten-
hôtel Münchens. Vornehme, völlig ruhige Lage.
dar. f. geistige Arbeiter geeign. Grösst. Komfort.



Das Hotel Esplanade in Berlin,

Bellevuestraße, vertritt in vollendetster Form und mustergültigster Weise das moderne Hotelsystem. Alle Erfahrungen im In- und Auslande wurden hier berücksichtigt. Kunst und Technik, Hygiene und praktische Fürsorge vereinten sich, um etwas Einzigdaßehendes zu schaffen, um den Gästen den höchsten Komfort und die anheimelndste Behaglichkeit zu bereiten. In vornehmer Ruhe, dicht am Tiergarten gelegen, stößt es doch unmittelbar an einen Brennpunkt des weltstädtischen Verkehrs, an den Potsdamer Platz an, und ist von den hauptsächlichsten Bahnhöfen nicht weit entfernt. Ferndrucker ermöglichen Tag und Nacht das direkte Aufgeben von Depeschen, sprachkundige Kommissionäre und Agenten stehen den Gästen zur Verfügung. Vornehm und behaglich, praktisch und hygienisch ist die Lösung bei allen Wohnräumen. Sie sind der Inbegriff des Komforts und Wohlbefindens. Einzelne Zimmer wechseln ab mit Kombinationen von Salons wie Wohngemächern und Bädern, auch sind größere zusammenhängende Appartements mit fürstlicher Ausstattung vorhanden. In jedem Zimmer Fernsprecher. Die störenden Klingelsignale sind durch Lichtzeichen ersetzt. Die Restaurants und Festräume, im glänzenden Stile Louis XVI., denen Konversations- und Lesehalle sowie der Grillroom angegliedert sind, bilden eine anerkannte Sehenswürdigkeit Berlins. In ihnen spielt sich ein wesentlicher Teil der erlesensten weltstädtischen Geselligkeit ab. Die hinter der Gebäudesucht gelegenen Prachtgärten mit Terrassen usw. bieten dem Auge einen genussreichen Ausblick und im Sommer jedem Gaste angenehmen Aufenthalt.



Reiseführer



München ☐ **Park-Hotel** ☐
Jeder Komfort. Bestens empfohlen.

Nürnberg **Württembergischer Hof**
Ganz neuer Prachtbau. Direkt. Ernst Tenndorf

Ostende-Plage
Les Grands Hôtels de
tout 1^{er} rang!

Splendid Hôtel: 400 lits.
Hôtel Continental: 350 lits,
Pension-Arrangements. Chambres depuis 6 frs.
Hôtel de la Plage: 300 lits.
Hôtel et Restaurant de Luxe.
Les Hôtels possèdent tous les comforts modernes.

PRAG **Hôtel de Saxe** Vornehmstes
Hôtel mit
modernstem Komfort bei mässigen Preisen.

Strassburg i. E. **Restaurant Sorg**
Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

ZÜRICH **HOTEL PELIKAN**
Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

Höhenluftkurort (740 m
ü. d. M.) **Freudenstadt**

Schwarzwaldhotel.

1. R., auf ein. Hügel gegenüb. d. Hauptbahnh.
mitten i. eig. 60000 qm gr. schattig. Waldpark.

Autogarage, 10 Boxen. 30 Privatwohnungen mit Bad und Toilette. Eigene Hauskapelle.
Lawn-Tennis. Prospekte gratis durch den Besitzer

Hotel Waldlust.

1. R., an Lage, Vornehmheit der Ausstattung
der Glanzpunkt Freudenstadts.

E. C. Luz.

Hauterkrankungen



Radium-Bad Brambach H. 10.
Königreich Sachsen.



Sanatorium Schierke im Harz
Physikal.-diätet. Heilanstalt
f. Herz-, Herz-Magen-, Darm-
u. Stoffwechselkr., Erholungs-
bedürfnisse, usw. Mod. Kuranstalt.
Anerkannt schön, geschützte
Lage. Das ganze Jahr geöffnet.
Dependance: Harthotel Barenberger Hof
i. d. Villenkolonie Barenberg.
Post Schierke. Moderner Kom-
fort. Vorz. Verpfli. Diätküche.
San.-Rat Dr. Haug. Dr. Wetzstein.

DEUTSCHE BANK.

Behren-Strasse 9—13

BERLIN W.

Behren-Strasse 9—13

Zentralleitung der Depositenkassen: W., Mauerstr. 26.

Aktienkapital 200 000 000 Mark.

Reserven 112 500 000 Mark.

Im letzten Jahrzehnt (1903—1912) verteilte Dividenden: 11, 12, 12, 12, 12, 12, 12½, 12½, 12½, 12½%.

Zweigniederlassungen: Bremen, Brüssel, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Konstantinopel, Leipzig, London, München, Nürnberg. — Depositenkassen: Augsburg, Chemnitz, Wiesbaden.

Depositenkassen in Berlin:

W.:		N:	
Mauerstrasse 26—27	Kasse A*	Chausseestrasse 17	Kasse L
Potsdamer Strasse 184a	C	Schönhauser Allee 8	V*
Königsgrüner Strasse 6	CD	Reinickendorfer Strasse 2	X
Potsdamer Str. 96 (a. d. Bülowstr.)	P	Brannenstrasse 24	Z
		Badstrasse 40—41	JK*
NW.:		NO.:	
Alt-Moabit 129 (Ecke Werfstr.)	K	Landsberger Strasse 89	N*
Turmstrasse 51	FG*	Großwalder Strasse 2	MN*
SW.:		O.:	
Krausenstrasse 58—39	H*	An der Jannowitz-Brücke 4	F
Belle-Alliance-Platz 2	O	Frankfurter Allee 89	DE*
Ritterstrasse 48	EF	SO.:	
Belle-Alliance-Strasse 21	HJ*	Dresdener Str. 3 (Kottbuser Tor)	T
Friedrichstr. 209 (Ecke Kochstr.)	PQ	Köpenicker Strasse 30	QR*
S.:		G.:	
Oranienstrasse 140	D*	Königsstrasse 41—42	G
		Am Spittelmarkt 8—10	F
		Hackescher Markt 2—3	B

Depositenkassen in den Vororten:

Charlottenburg:		Potsdam:	
Berliner Strasse 66	Kasse J*	Am Alten Markt 17	Kasse *
Kurfürstenstrasse 115	M*	Berlin-Schöneberg:	
Savignyplatz 6	Q*	Kaiser-Wilhelm-Platz 2	U*
Kantstrasse 162	R*	Martin-Luther-Strasse 5	AB*
Kurfürstendamm 188—189	KL*	Bayerischer Platz 1	ST*
Taunusanstrasse 21—24	NO*	Spandau:	
Bismarckstrasse 84	OP*	Markt 4	SP*
Berlin-Friedenau:		Berlin-Steglitz:	
Rheinstrasse 58	Y*	Schlossstrasse 89	GH*
Berlin-Halensee:		Berlin-Weissensee:	
Joachim-Friedrich-Strasse 16	TU*	Berliner Allee 246	LM*
Berlin-Lichtenberg:		Berlin-Wilmersdorf:	
Frankfurter Chaussee 152a	RS*	Uhlandstrasse 57	W*
Neukölln:		Schaperstrasse 1	BC*
Berliner Strasse 102	S	Uhlandstrasse 89—90	UV*
		Kaiserplatz 11—12	VW*

Die mit einem * bezeichneten Kassen besitzen Stahlkammer-Einrichtung.

Die Depositenkassen eröffnen Geschäftstreibenden, Industriellen und Privaten laufende Konten für den

Depositen- und Scheck-Verkehr

und besorgen

den An- und Verkauf von Wertpapieren, fremden Geldsorten, Schecks und Wechseln auf das Ausland,
 die Ausarbeitung von Kreditbriefen,
 die Ausgabe von Welt-Zirkular-Kreditbriefen, zahlbar an allen Hauptplätzen der Welt, etwa 2000 Stellen,
 die Diskontierung sowie Einziehung von Wechseln,
 die Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren,
 die Versicherung von Wertpapieren gegen Kurverlust im Falle der Auslosung,
 die Einziehung der abzutragenden Coupons.

**Beschaffung und Unter-
 bringung von
 Hypothekengeldern.**

**Nachlass- und Vermögens-
 Verwaltung. — Übernahme von
 Testamentsvollstreckungen.**

**Sonderabteilung
 für
 Buchforderungen.**

Stahlkammern.

Die Stahlkammerfächer der Depositenkassen stehen unter eigenem Verschluss der Mieter und eignen sich zur

Aufbewahrung von Wertpapieren, Hypotheken-Dokumenten, Urkunden, Wertgegenständen und Schmucksachen.

Die Vermietung dieser Schrankfächer erfolgt je nach Wunsch auf beliebige Zeit.

Bedingungen für den Depositenverkehr und die Benutzung der Stahlkammern werden an den Schaltern der Kassen ausgehändigt.

Die Deutsche Bank ist mit ihren sämtlichen Zweigniederlassungen und Depositenkassen amtliche Annahmestelle von Zahlungen für Inhaber von Scheck-Konten bei dem Kaiserl. Königl. Oesterreichischen Festsparcassen-Amte in Wien.

Bilanz zum 30. Juni 1913.

Aktiva.		M.	pf.	M.	pf.
1. Grundstücke in Willich und Krefeld		235 696	12		
Zugang		25 296	85	260 992	47
2. Gebäude in Willich und Krefeld*)		3 298 220	24		
Zugang		288 601	81	3 586 108	07
3. Maschinelle Anlagen		3 285 794	47		
Zugang		343 148	27	3 628 942	74
4. Bahnanschluss und Transportanlagen		188 814	47		
Zugang		11 206	91	210 021	38
5. Werkzeuge und Geräte		330 453	18		
Zugang		54 146	63	384 599	78
6. Mobilien und Inventar		181 682	72		
Zugang		36 381	59	217 964	21
7. Einrichtungen u. Maschinen b. auswärtig. Filialen		55 411	79		
Zugang		7 912	57	63 323	36
8. Patente und sonstige Urheberrechte		135 650	29		
Zugang (abgeschrieben bis auf M. 1,—)		5 914	—	141 570	29
9. Kautionskonto		—	—	1 540	—
10. Debitoren: Warendebitoren		2 328 111	16		
andere Debitoren		391 703	69		
Konsignationslager-Debitoren		581 935	14	3 281 749	80
11. Vorräte: an Halb- und Fertigfabrikaten		2 618 387	47		
ab besondere Abschreibung		300 000	—		
an Rohstoffen und Magazinmaterialien		2 318 387	47		
an Rohstoffen und Magazinmaterialien		458 522	30	2 771 889	77
12. Versicherungs-Konto, Vorauszahlungen		—	—	8 331	21
13. Vorschüsse		—	—	14 099	17
14. Hypotheken-Darlehens-Konto		—	—	9 940	—
15. Disagio-Konto		—	—	320 000	—
16. Bankguthaben		294 858	14		
Angewies. u. verflügl. Guthaben f. Staatsliefergn.		2 127 297	04	2 422 065	16
17. Kasse, Wechsel und Schecks		—	—	102 183	80
*) Nach Abzug v. M. 120 000,— Hyp. a. Beamtenhäuser.		—	—	17 418 522	12
Passiva.		M.	pf.	M.	pf.
1. Aktien-Kapital-Konto		—	—	6 000 000	—
2. Obligations-Kapital-Konto		—	—	6 000 000	—
3. Reserrefonds-Konto		—	—	314 120	—
4. Abschreibungen:					
bis 30. 6. 1912: auf Gebäude		165 535	67		
auf maschinelle Anlagen		433 641	38		
" Bahnanschluss und Transportanlagen		27 191	59		
" Werkzeuge und Geräte		119 878	93		
" Mobilien und Inventar		45 269	62		
" Einrichtungen bei auswärtigen Filialen		10 029	92		
" Patente		50 635	96	846 772	38
für 1912/13: auf Gebäude		15 971	39		
" maschinelle Anlagen		328 579	40		
" Bahnanschluss und Transportanlagen		19 881	40		
" Werkzeuge und Geräte		66 090	60		
" Mobilien und Inventar		61 158	30		
" Einrichtungen bei auswärtigen Filialen		5 541	30		
" Patente		13 565	60		
Besondere Abschreibung auf Patente		77 377	73	638 165	43
5. Aksepte-Konto		—	—	1 215 325	06
6. Bauzinsen-Konto		—	—	2 650	—
7. Zinsschein-Einlösungs-Konto		—	—	74 475	—
8. Dividenden-Konto		—	—	2 040	—
9. Arbeiter-Unterstützungskassen-Konto		—	—	1 878	98
10. Unterstützungsfonds-Konto		—	—	240	03
11. Kranken- und Invalidenversicherung-Konto		—	—	4 924	71
12. Rücklagen-Konto		—	—	82 052	57
13. Talonsteuer-Rücklage-Konto		—	—	19 000	—
14. Kreditoren		—	—	1 788 096	69
Reingewinn		—	—	1 428 678	76
				17 418 522	12

Gewinn- und Verlust-Rechnung zum 30. Juni 1913.

Soll	M.	pf.	M.	pf.	Haben.	M.	pf.
Handlungsunkosten-Kto.	595 466	89			Gewinn-Vortrag a. 1911/12	142 842	05
Zinsen- u. Agio-Konto	384 512	67			Fabrikat-Überschuss	2 879 840	20
Hypotheken-Zinsen-Kto.	4 362	50					
Schuldenschein-Zinsen-Kto.	290 000	—	955 641	06			
Abschreibungen			638 165	43			
Gewinn			1 428 678	76			
			1 022 682	25			
							1 022 682 25

Willich, im September 1913.

Stahlwerk Becker, Aktiengesellschaft.

Der Aufsichtsrat: Jul. Becker, Vorsitzender.

Der Vorstand: R. Becker.

Die vorstehende Bilanz nebst Gewinn- und Verlustrechnung haben wir geprüft und mit den ordnungsmäßig geführten Büchern d. Gesellsch. übereinstimmend gefunden.
Köln, im September 1913.

Preussische Treuhand- und Revisions-Aktiengesellschaft.

Kleinmann.

i. V. Balzer.

Durch Beschluss der Generalversammlung vom 20. September d. J. wurde die Dividende für das Geschäftsjahr 1912/13 auf 12%, also auf M. 120.— für die Aktie, festgesetzt. Dieselbe ist sofort zahlbar.

bei der Kasse der Gesellschaft in Willich,
beim Barmer Bankverein, Krefeld, und bei den übrigen Niederlassungen des
Barmer Bankvereins,
bei der Bank für Handel und Industrie in Zürich und Zug,
bei dem Bankhaus Lüscher & Co. in Basel.

Der Aufsichtsrat besteht jetzt aus den Herren

Julius Becker, Düsseldorf-Obercassel,
Dr. jur. Norbert Le Gallais, Luxemburg,
Konsul Paul Gredt, Ingenieur, Luxemburg,
Hans Feuerschütz, Berlin-Steglitz,
Asolf Kempken, Wickrath.

Willich, den 22. September 1913.

Stahlwerk Becker, Aktiengesellschaft, Willich.

Der Vorstand: R. Becker.

Tempelhofer Feld

In dem neu erbauten, asphaltierten Strassen sind kurzzeitig eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4–7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ölheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichen Nebengeräten versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenlampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 96 E, 99, 35 und 44, Autocombus 4c. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse–Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt vom der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkirings, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkorso, Telefon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschtouletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktienkapital 60 000 000.— Mark. — Reserven ca. 8 200 000.— Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN — LEIPZIG

Zweigniederlassungen bzw. Geschäftsstellen in

Aken a. E., Aue i. E., Barby a. E., Bismarck i. Alt., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egeln, Eisenstock, Eilenburg, Eismach, Eisleben, Erfurt, Finsterwalde N.-L., Frankenhausen (Kyffh.), Gardelegen, Genthin, Halberstadt, Halle a. S., Helmstedt, Hersfeld, Heilstadt, Iversgehofen, Kamenz, Klotze i. Alt., Langensalza, Lommatsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neuhaldensleben, Nordhausen, Oederan, Oschersleben, Osterburg i. A., Osterwieck a. H., Perleberg, Quedlinburg, Riess, Salzwedel, Sangerhausen, Schönebeck a. E., Schöningen i. Br., Sebnitz, Sondershausen, Stendal, Stollberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Torgau, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam), Wolmirstedt (Bez. Magd.), Wurzen i. S., Zeitz, Kommandite i. Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

MOSSE & SACHS

Berlin NW. 7
Unter den Linden 56
(Hans Zellerhof)

Bankgeschäft

Telefon: Ztr. 12450-52
Telegramm - Adresse:
Samosbank



Emser Wasser

Heilbewährt bei Katarren, Heiserkeit,
Husten, Verschleimung, Influenza, Magen-,
Darm-, Gicht- und Blasenleiden.
Überall erhältlich in Apotheken, Drogen- und
Mineralwasser-Handlungen.

Feist Cabinet

extra dry.

In Qualität
unübertroffen

Rittergut,

ca. 48 km von Berlin, herrschaftlicher Besitz in land-
schaftlich reizvoller Lage an schiffbarem Kanal (Wasser-
weg nach Berlin)

zu verkaufen.

Größe 1920 Morgen, davon 830 Morgen Acker, 150
Morgen Wiesen, 860 Morgen Wald. Herrschaftliches
Wohnhaus im alten Park, gute Wirtschaftsgebäude
mit kompl. Inventar. **Hervorragende Jagd.** Geregelte
Hypothecken.

Off. erb. unter „S. L. 149“ an die Expedition d. Bl.

Sanatorium **Ebenhausen**

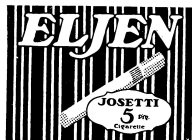
bei München.

Höhen- und Terrain-Kurort 700 m hoch

Jeglicher Comfort. 6 Häuser. Großer Naturpark. Hydrotherapeutisches, Zander-
Hörsing's - Institut. Luft- und Sonnenbäder. Ernährung- und Diätkuren.
Herbst- und Winterkuren.

Prof. Dr. Jacob.

Dr. Julian Marcuse.



Nach 15 monatiger Befchlagnahme vom Reichsgericht
freigegeben

Nackt



Eine kritische Studie
von Richard Ungewitter

Die brennendsten Fragen

unserer Zeit: Nacktkultur, natürl. Moral, Prostitution u. Geschlechtskrankheiten, Drogen- und Alkoholsucht u. Rassenhygiene beh. d. d. Buch auf 120 Seit., unterl. u. v.

62 Abbildung. nach dem Leben im erhell. offener Weise.

Das Buch bildet ein Kulturdokument der Gegenwart! 90. Tausend. Zu bez. durch jede Buchh. oder geg. Einl. von M. 2.20 (Fr. 2.40; Kr. 2.60) für das geheftete, M. 3.70 (Fr. 3.—; Kr. 4.40) für das eleg. gebund. Buch. (Nachh. 20; Ausland 50 Pfg. mehr.)

früher erschien:

Die Nacktheit, das grundlegend. Buch mit 60 Abbildungen. 60. Tausend! Zum gleichen Preise wie obenliegendes. Beide Bücher zusammen brich. M. 4.30 (Fr. 5.75; Kr. 5.10), gebunden M. 7.50 (Fr. 10.—; Kr. 8.60). (Nachh. wie oben.)

Zu beziehen von:

Rich. Ungewitter, Verlag, Stuttgart Z



90% vom
Reingewinn
den
Verfassern
bei Herausgabe ihrer

Werke in Buchform. Aufklärung wird gern erteilt. In unserem Verlage erscheinen B. Laue's Werke. Verbreitung z. Z. 60000 Exemplare. Veritas-Verlag, Wilmersdorf-Berlin.

Briefmarken
erstkl. Veroin, K.V. 700 Mtgl.,
gr. Voetila. Herrv. bill.
Answ. Barität. Abt. Verlos.

Zeitung
gratis.

Reith, Düsseldorf a. Rh. 19, Jülicherstr. 8.

Autoren

bietet Buchverlag günstigste Bedingungen
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
Berlin-Halensee

Bibliotheken und Kupferstichsammlungen

sowie einzelne Stücke von Wert kauft stets
zu hohen Preisen gegen sofortige Kasse
das Antiquariat von

Paul Graupe, Berlin W. 35, Lützowstr. 38.

Zehlendorf-West b. Berlin, Tel. 125

Wald-Sanatorium Dr. Hauße

Persönliche ärztliche Behandlung.
Rehiger Landaufenthalt unmittelbar a. Grönwald

Haut- röte

sowie alle Arten von Hautunreinigkeiten, Hautausschlägen wie Blüthen, Miteffier, Flechten, Finnen, Pickeln, Pusteln usw. verschwinden durch täglichen Gebrauch der echten

Steckenpferd- Teerschwefel-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul.
 à Stück 50 Pfg. Überall zu haben



Ozono Heilbäder

Ozono - Fichtennadelbad

für Nerven: Einzelbad 60 Pf., 20 Bäder M. 3,00 und
 66 Bäder M. 12,—.

Ozono - Schwefelbäder

(Thioptinol P. G. Riedel) für Haut-, Geschlechts-, Frauen-
 leiden, Rheumatismus u. während der Quecksilberkur;
 Einzelbad 60 Pf., 20 Bäder M. 6,—.

Man verlange Prospekt von der

Fango - Import - Gesellschaft
 Berlin S. 61. Abt. 2.

Wer

als Stilist, Korrespondent usw. vor höhere Aufgaben gestellt ist, lese
 Das Geheimnis, einen fließenden, glänzenden Stil zu erlangen
 nebst einer Anleitung zum **Diktat**, von C. Th. Heidelberger. Preis
 elegant gebunden M. 2,20. Porto trägt der Verlag. Ur. d. Presse gratis.

Verlag selbstunterrichtlicher Werke, Dresden II.

☛ Zur gefälligen Beachtung! ☛

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der

Bellaria Vertriebs-Gesellschaft m. b. H.

bei. Wir empfehlen diesen Prospekt der besonderen Beachtung
 unserer Leser.

Radium-Wunder.

Die Radium-Therapie bei gichtischen und rheumatischen Erscheinungen bedeutet für die vielen Menschen, die an diesen weitverbreiteten Krankheiten leiden, eine starke Hoffnung. Rheumatiker und Gichtiker werden skeptisch lächeln, wenn sie die nachstehenden Zeilen lesen. Denn gerade sie haben schon in allen möglichen Bädern vergeblich Heilung von ihren schweren Leiden gesucht. Im besten Falle haben sie eine vorübergehende Linderung gefunden. Jetzt aber hat die Wissenschaft einwandfrei nachgewiesen, daß die Harnsäure im Organismus durch Radium zerstört wird. Daß diese Zerstörung auch im Blut des Gichtkranken erfolgt, konnte bald durch die Herren Geheimrat Dr. His und Dr. Gudzent von der Königlichen Charité in Berlin festgestellt werden.

Selbst veraltete Gichtleiden wurden gebessert und behoben. In 13 von 14 Fällen wurde festgestellt, daß die Harnsäure durch die Radium-Kur völlig aus dem Körper schwindet! Und daß die Harnsäure der Grund aller dieser Krankheitserscheinungen ist, wissen die Rheumatiker und Gichtiker selbst. Die Quelle, aus der dieses erlösende Wasser am stärksten sprudelt, ist die Wettin-Quelle des Radiumbades Brambach i. V.

Es erregte kein geringes Aufsehen in der ganzen Welt, als bekannt wurde, daß den Bergen des Vogtlandes ein Eisenkauerling mit einer bis dahin einzig dastehenden Radium-Aktivität entspringe. Es gelang bald, diese Quelle zu fassen, und die wissenschaftlichen Untersuchungen von Fachmännern ersten Ranges bestätigten die Tatsache von ungeheurer Tragweite, daß hier die stärkste Radium-Mineral-Quelle der Welt mit einer Aktivität von 2270 Macheeinheiten tatsächlich erschlossen worden war. Daß man mit einem solchen Wasser eine viel größere Heilkraft und Heilwirkung erzielen konnte, als es bisher geschehen war, unterliegt wohl keinem Zweifel. In kurzer Zeit erhob sich auf den grün umwaldeten Höhen des oberen Vogtlandes ein Kurhaus und eine Badeanlage, wie man sie zweckdienlicher nicht findet. Die sogenannten Radium-Trinkkuren wurden eingerichtet, bei denen an jedem zweiten Tag dem Patienten das zu nehmende Quantum Radium-Wasser frisch ins Haus geschickt wird.

Bei einer so ungeheuren Stärke, wie die Radium-Quelle Brambach sie aufweist, enthält das Wasser noch am dritten Tage weit über 1000 Macheeinheiten. Das ist immer noch mehr, als je im Lande selbst geboten werden konnte, so daß eine glänzende Heilwirkung bei Rheumatismus, Gicht, Ischias, Neuralgien, Alterserscheinungen, Schwächezuständen, Schlaflosigkeit Erkrankung der Schleimhäute und Blutarmut nach dem Genuß der Quelle in Erscheinung tritt. Die Kur an sich ist gar nicht kostspielig.

Jeder Leidende sollte sich im eigenen Interesse mit dieser Kur vertraut machen. Man braucht die Lebensweise nicht zu ändern, man hat weiter nichts zu tun, als das natürliche und gut schmeckende Mineralwasser der Wettin-Quelle zu trinken, das einem regelmäßig zugesandt wird. Man wird schon nach 2—3 Wochen merken, daß der ganze Organismus aufgefrischt und gereinigt wird.

Licht-Spiele
Mozart-
Saal
Mollendorfsplatz

ZYKLUS

von

**Meisterromanen
der Weltliteratur
im Film**

ab heute — 10. Oktober cr.

Näheres siehe Tageszeitungen!

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse Pavillon Mascotte

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant

... Die ganze Nacht geöffnet ...

Metropol-Palast — Bier-Gabaret

ab 8 Uhr.

Jeden Monat neues Programm.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



Sonnenverbrannten Teint! Schnellbräunungs-Mittel „Braunolin“

Gibt nach Gebrauch einen haltbaren gebräunten Teint, verdeckt Sommersprossen.

Glänzend bewährt! Flakon M. 2 u. 3.50

Braunolin-Vertrieb M. Schultze,

Berlin W, Bülowestr. 92a.

In 4. Auflage erschienen: Der Marquis de Sade und seine Zeit.

Ein Beitr. z. Kultur- u. Sittengeschichte d. 18. Jahrh. m. bes. Bezieh. z. d. Lehre v. d.

Psychopathia Sexualis

von Dr. Eugen Dührer.

678 S. Eleg. br. M. 10.—, Leinwbd. M. 11.50.

Ferner in 7. Auflage:

Geschichte der Lustseuche

im Altertum nebst ausführl. Untersuch. üb. Venus- u. Phalluskult, Bordelle, Nomas, Thelasia, Puderastie u. and. geschlechtl. Ausschweifg. d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum. 436 Seit. Eleg. br. M. 8.—, Leinwbd. M. 7.50. Prosp. u. Verzeichn. üb. kultur- u. Sittengeschichtl. Werk. gr. frk. H. Baradort, Berlin W. 30, Barbarossastr. 21 II.

Steuerberatung

In all' Ihren
Steuersachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
das Steuerkontor G. m. b. H.
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 96
Tel.: Amt Lützow 7365
Prospekt „D“ frei.

Charaktere-

Ergündg. Vornehmst. briefl. Spezialwoche, Seit 29 J. Ausschluss banaler Leutg. — setzt Selbstverständliches voraus.

Prospekt frei. P. Paul Liebe, Angsburg I.

Trauungen in England

Reisebureau Arnheim -
Hamburg. J. Hohe Bleichen 151

= Angrenzend Schreiberhau. = Bade- und Luft-Kurort „Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.
Bahnhofs: Warmbrunn - Schreiberhau.
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhofsstation)

Erholungsheim Hôtel Sanatorium

Neuzeitliche Einrichtungen. Walddiebs, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zeits d. schbest Ausläufe in Berg u. Tal. Luftbad, Übungssapp, alle electr. (sehr billig, da eig. Electr.-Werk) u. Wasserv. anwendungen (ausschließlich kohlensäurereiches Quellwasser). Zimmer mit Verpflegung von M. 6.— ab. im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück M. 4.— täglich.
Nab.: Camphausen, Berlin SW. 11.

Insertaten-
Annahme für
„Die Zukunft“
durch
Anzeigenverwaltung
Alfred Weiner

Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Zlr. 8740
— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —

Heidsieck & Co. Reims

Walbaum, Goulден & Co. Successeurs
Maison fondée en 1785.

seit



1818

Monopole sec
Monopole goût américain
Dry Monopole

Vintage 1906.

Zu beziehen durch den Weinhandel.